



- 3 Die zeitliche Distanz zu den NS-Verbrechen als Herausforderung
für die Bildungsarbeit zum Nationalsozialismus
Oliver von Wrochem

- 15 Gedenkstättenarbeit in Baden-Württemberg
Zusammenarbeit – Ausbau – künftige Aufgaben
Sibylle Thelen

- 25 Die Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein im Wandel
Erforschung und Vermittlung eines historischen Ortes der NS-Krankenmorde
Boris Böhm, Axel Drieschner und Barbara Schulz

- 38 Benelux-Bürger im Zuchthaus Hameln
Ein europäisches Erinnerungsprojekt
Bernhard Gelderblom

- 51 Digitales Lernen ermöglichen – erste Überlegungen für ein Open-Source-App-Portal
für Gedenkstätten und Erinnerungsorte
Hanna Huhtasaari und Fabian Müller

- 58 Über den Schicksalsbegriff – und warum er in der Holocaust-Forschung
und -Pädagogik so unangebracht ist
Bastian Fleermann

- 64 Veranstaltungshinweise

- 68 Literaturhinweise

- 70 »In der Gedenkstätte geht es von vornherein um mehr.«
Rezension von: Elke Gryglewski, Verena Haug, Gottfried Köbler, Thomas Lutz,
Christa Schikorra (Hg.): Gedenkstättenpädagogik. Kontexte, Theorie und Praxis der
Bildungsarbeit zu NS-Verbrechen. Berlin 2015
Werner Dreier

Titel: Vitrine aus der Ausstellung »Sachzeugen« mit vom Elbhang geborgenen Hinterlassenschaften von Opfern der Krankenmorde, 2013. Foto: Zeitgeschichte & Denkmalpflege, Axel Drieschner.
Siehe auch den Beitrag über die Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein in diesem Heft.

Die zeitliche Distanz zu den NS-Verbrechen als Herausforderung für die Bildungsarbeit zum Nationalsozialismus

Oliver von Wrochem

Dieser Beitrag ist kein Manifest und auch kein Zehnpunkteplan, mit dem alle Fragen beantwortet werden können, die uns in der Bildungsarbeit zum Nationalsozialismus und seinen Verbrechen derzeit beschäftigen. Es geht vielmehr darum, exemplarisch Fragen und Perspektiven aufzuwerfen zur Bedeutung der zeitlichen Distanz für diese Bildungsarbeit, insbesondere die Bildungsarbeit von und an Gedenkstätten, die an das nationalsozialistische Unrecht erinnern. Im Folgenden werden fünf Felder benannt, in denen sich die zeitliche Distanz für die Bildungsarbeit an Gedenkstätten auswirkt, und es werden Strategien des Umgangs mit der zeitlichen Distanz sowie die in ihr für Gedenkstätten enthaltenen Chancen skizziert.

1 Geschichtspolitische Entwicklungen als Herausforderung für (reflexive) Bildungsarbeit

Es gibt derzeit viele Vertreterinnen und Vertreter von Gedenkstätten, die an NS-Unrecht erinnern,¹ die gegen einen tatsächlichen oder vermeintlichen Bedeutungsverlust von Gedenkstätten anschreiben und glauben, die gesellschaftskritische Ausrichtung von Gedenkstätten retten zu müssen gegen geschichtspolitische Interventionen, die in der Regel außerhalb der Gedenkstätten selbst verortet werden. Meines Erachtens wird dabei zu selten reflektiert, dass Gedenkstätten und ihre Mitarbeiterschaft Teil der kritisierten geschichtspolitischen Dynamik sind und sich zuerst einmal selbstkritisch mit ihrer Rolle innerhalb dieser Entwicklungen auseinandersetzen müssten.

Unbestreitbar gehört das Thema Nationalsozialismus inzwischen zum Symbolhaushalt zahlreicher europäischer Gesellschaften – eher seltener allerdings der osteuropäischen – und wird auch in vielen Teilen der Welt rezipiert. Er ist Gegenstand politisch-gesellschaftlicher sowie medialer und literarischer Diskurse, in denen zunehmend die Formen und Bedeutungen des Gedenkens an das NS-Unrecht verhandelt werden. Gedenkstätten, die an NS-Unrecht erinnern, verzeichnen wachsendes Interesse und steigende Besucherzahlen – sie sind »von der Peripherie ins Zentrum«² der gesellschaftlichen Selbstverständigung gerückt.

Insbesondere Gedenkstätten in staatlicher Trägerschaft oder mit staatlicher Förderung bilden Orte der Artikulation staatspolitischer, gesellschaftspolitischer sowie – zunehmend – medialer Interessen: Die Politiker legt Wert darauf, an den Jahrestagen Ansprachen zu halten, die häufig im Tenor der Selbstbelobigung über die erbrachten Leistungen bei der Bewahrung der Erinnerung vorgetragen werden. Für viele gesellschaftlich engagierte Gruppen wie Parteien, Kirchen und Gewerkschaften, aber auch im schulischen Unterricht ist die kritische Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit, u.a. ausgewiesen durch Gedenkstättenbesuche, selbstverständlich geworden. Und in den Medien nimmt die Berichterstattung über Gedenktage und öffentliches Gedenken großen Raum ein.³ Gleichzeitig werden mit der Installierung des »Europäischen Gedenktags für die Opfer aller autoritären und totalitären Regime« am 23. August die

Unterschiede der stalinistischen und NS-Verbrechen nivelliert, zugunsten einer, wie Wolfgang Benz formuliert, einzigen Botschaft von der »menschenfeindlichen Machtausübung im 20. Jahrhundert, die irgendwie die einander entgegengesetzten Ideologien [...] im Nebel des Diktums vom ›Jahrhundert der Gewalt‹ phänomenologisch vereint.⁴ Diese Nivellierung der Gewalt im 20. Jahrhundert geht einher mit der Rückkehr von überwunden geglaubten Totalitarismustheorien und simplifizierenden Diktaturvergleichen, die eher Gleichsetzungen beinhalten.

Der Zustand der gegenwärtigen Erinnerungskultur wird nicht nur aus diesem Grund in den Geschichts- und Kulturwissenschaften wie in den Feuilletons kritisch bewertet und es wird, mit den Worten der Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann, ein »neues Unbehagen an der Erinnerungskultur« diagnostiziert.⁵ Häufig ist auch von einer »rituellen Erstarrung« die Rede. Volkhard Knigge, Direktor der Stiftung Buchenwald und Mittelbau-Dora, vertritt die Position, es gebe einen Erinnerungsimperativ, der jungen Leuten unter anderem in Gestalt von Gedenkstättenpflichtbesuchen entgegentrete.⁶ Der Sozialpsychologe Harald Welzer wiederum problematisiert, inwieweit sich aus negativer Geschichte überhaupt lernen lässt und ob sich Gedenkstätten in ihrer bisherigen Form nicht überholt haben.⁷ Und der Historiker Ulrich Herbert glaubt, dass »das Ethos des staatskritischen, zivilgesellschaftlichen Engagements der Bürger für die Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen, das die Anfangsjahre getragen hatte, [...] sich nicht dauerhaft konservieren« lasse.⁸

Gerade auch Gedenkstätten für die Opfer des Nationalsozialismus ziehen gegen die vermeintliche »Erstarrung« der von ihnen oft selbst mitgestalteten und vorangetriebenen Professionalisierung und Verwissenschaftlichung von Gedenkstätten zu Felde. Fast gewinnt man den Eindruck, sie möchten nicht mit den Folgen der Entwicklungen in Zeiten der Historisierung identifiziert werden und entziehen sich der Mitverantwortung für die aktuelle Bildungsarbeit und geschichtspolitische Verortung von Gedenkstätten.

Ohne Zweifel ist im Zuge von Professionalisierung und staatlicher Anerkennung ein Großteil des gesellschaftskritischen Potenzials von Gedenkstätten verloren gegangen. Jugendliche von heute setzen sich seltener für die Aufrechterhaltung des Gedenkens an das NS-Unrecht ein, sondern widmen sich eher aktuellen Fragen wie der Flüchtlingspolitik in Deutschland.

Keine Frage: Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus ist nur noch selten ein Feld primärer Politisierung. Auch die Professionalisierung der Bildungsarbeit an Gedenkstätten hat zur Entfremdung von zivilgesellschaftlichen Akteuren geführt. Viele soziale Bewegungen, die ihre politischen bzw. religiösen Identitäten und ihre Horizonte in den Gedenkstätten weiterentwickelt und die Orte mitgestaltet haben, sind dort heute nicht mehr aktiv. Die Arbeit von Gedenkstätten bildet, wie die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus als Ganzes, keinen Stachel im Fleisch des gesellschaftlichen Selbstverständnisses mehr; und sie wird nur noch selten als relevant für gesellschaftskritische Debatten betrachtet. Insbesondere Gedenkstätten stehen, so Habbo Knoch, in Gefahr, den Bezug zur Gesellschaft zu verlieren und nicht mehr als Impulsgeber für die moralische Sinnstiftung der Gegenwart zu fungieren.⁹ Die Existenz von Gedenkstätten steht nicht in Frage, es geht vielmehr darum, ob sie noch ihrem Anspruch gerecht werden, wie Cornelia Siebeck schreibt, »Orte subjektiver und kollektiver ‚Selbstbeunruhigung‘ zu sein, kritisches Bewusstsein sowie eine im emphatischen Sinne demokratische Gedächtniskultur zu befördern.«¹⁰

Ich denke, ja, sie können diesem Anspruch noch gerecht werden. Ich möchte den Pessimisten und Auguren des Niedergangs widersprechen. Die beschriebenen Entwicklungen stellen für die Bildungsarbeit an Gedenkstätten zweifellos eine Herausforderung dar – und damit für die Gedenkstätten als Ganzes, denn der Bildungsanspruch von Gedenkstätten bildet heute ihre zentrale gesellschaftliche Legitimation. Wird dieser Bildungsanspruch in Abrede gestellt, wird den Gedenkstätten als gesellschaftlich relevanten Lernorten der Boden entzogen. Doch besteht für allzu viel Pessimismus meines Erachtens kein Anlass. Denn die Historisierung bietet gerade für eine sich reflexiv verstehende Bildungsarbeit zahlreiche Chancen, die von Gedenkstätten genutzt werden können. Viel interessanter als die Frage, ob sich der viel beschworene Niedergang aufhalten lässt, finde ich deshalb die Überlegung, welche Praxen in der Bildungsarbeit zum Nationalsozialismus Grundlagen und Perspektiven für eine künftige Gedenkstättenarbeit bilden und bilden können, wie also die Folgen der zeitlichen Distanz aktiv beeinflusst und mitgestaltet werden können.

2 Die Dominanz der Annäherung über »Erinnerungskultur«

Bei den Vergegenwärtigungen des Nationalsozialismus und der dabei dominierenden Orientierung an Fragen der Erinnerungskultur droht das historische Geschehen hinter den Formen dieser Vergegenwärtigung zu verschwinden. Über was sprechen wir eigentlich, wenn wir von NS-Verbrechen sprechen? Welche Bilder von der Vergangenheit werden heute wo und wie vermittelt? Und was sagen diese Bilder über unser Verständnis der Vergangenheit aus?

Das Wissen über die historischen Ereignisse ist oft unzureichend. Und die häufig anzutreffende Fokussierung auf eng geführte erinnerungskulturelle Zugänge bringt die wenig erfreuliche Kehrseite der Entdifferenzierung des historischen Geschehens mit sich. »Die Analyse der Perzeption rückt so sehr in den Mittelpunkt, dass dahinter die Anlass gebende Geschichte der nationalsozialistischen Verbrechen selbst zu verschwinden droht, als sei sie nur die Folie, die im Hintergrund entfaltet wird.«¹¹ Gerade vor diesem Hintergrund ist die Neuorientierung schulischer Lehrpläne auf den Schwerpunkt »Erinnerungskultur« nicht in allen Punkten unproblematisch.

Wir sind es inzwischen gewohnt sind, dass in Deutschland öffentlich von NS-Verbrechen meist nur noch im Zusammenhang mit den rassistisch motivierten Verbrechen der Nationalsozialisten gesprochen wird. Oft wird der Begriff NS-Verbrechen synonym gesetzt mit dem als Holocaust oder Shoah bezeichneten Völkermord an den europäischen Jüdinnen und Juden, der zudem fast ausschließlich in den Vernichtungslagern verortet wird und kaum die millionenfachen Massenerschießungen einbezieht. Weitere rassistisch motivierte Verbrechen, wie der Völkermord an den Sinti und Roma und die Verbrechen im Kontext der NS-Euthanasie, aber auch die Verbrechen an sowjetischen Kriegsgefangenen werden ebenfalls zu wenig mitgedacht.

Kurz gesagt: Die begriffliche Verschmelzung von Holocaust und NS-Verbrechen sowie die Fokussierung auf die Shoah in der visuellen und medialen Repräsentation hat zur Entdifferenzierung der Interpretation von Nationalsozialismus, NS-Verbrechen und deutscher Besatzungspolitik im Zweiten Weltkrieg beigetragen: Der Zusammenhang zwischen Kriegspraxis und Shoah ist im Geschichtsbewusstsein zu wenig verankert. Auch deshalb werden die Konzentrationslager bei vielen Besuchern von Gedenkstätten, aber beispielsweise auch von Medien nicht mit dem Zweiten Weltkrieg in Verbindung

gebracht, obschon sie integraler Bestandteil des Krieges gewesen sind; auch deshalb sind viele Opfergruppen jenseits der Shoah in der gegenwärtigen Erinnerungskultur zu wenig präsent.

Viele Besucherinnen und Besucher denken bei einem Gedenkstättenbesuch an Auschwitz und die Vernichtungslager der Aktion Reinhard Majdanek, Treblinka, Belzec und Sobibor. Sie erwarten Stätten expliziten Schreckens. Das Bildgedächtnis ist davon geprägt, dass bestimmte Bilder des Vergangenen in den medialen und künstlerischen Repräsentationen, aber auch in Ausstellungen permanent reproduziert und damit zu »Ikonen der Vernichtung«¹² geworden sind. Insofern rechnen viele mit dem Besuch einer Stätte des Massenmords und finden (nur) eine Gedenkstätte vor, die als gegenwärtiger und überformter Ort an unterschiedliche Verfolgtengruppen und Formen der Gewalt erinnert. Zudem überwiegen der Wunsch nach Unmittelbarkeit und der Wunsch, das historische Geschehen nachzuvollziehen, es sich »vorstellen« zu können. Das kann zu Enttäuschungen führen, gerade an Orten, an denen historische Relikte kaum noch erhalten sind. In diesem Zusammenhang wird oft der Wunsch geäußert, den Schrecken mithilfe rekonstruktiver Maßnahmen wieder präsent zu machen.

Die Arbeit von Gedenkstätten besteht unter anderem darin, diesen Erwartungen mit Angeboten historisch-politischer Bildung zu begegnen. Um fest gefügte Bilder infrage zu stellen und ein reflexives Geschichtsbewusstsein zu befördern, bedarf es einer reflektierten Haltung der Besuchenden und auch der Beschäftigten der Gedenkstätten, die keineswegs frei davon sind, die historischen Orte als »authentisch« und »auratisch« zu überhöhen. Es ist deshalb meines Erachtens notwendig, selbstreflexiv mit den überlieferten Narrativen und Repräsentationen umzugehen und an diese kritisch anzuknüpfen, in den Forschungsbemühungen, in der Vermittlungsarbeit und in der Diskussion um Formen der Vergegenwärtigung des Nationalsozialismus. Notwendig erscheinen mir die Bereitschaft zur kritischen Reflexion eigener Ansätze und die stete Bereitschaft, sich infrage stellen zu lassen. Auch bei Kritik an gesellschaftspolitischen Entwicklungen sollte die eigene Rolle innerhalb der Gesellschaft stets mit reflektiert werden.

Für die Arbeit an Gedenkstätten lautet eine Antwort auf die oben angesprochenen Probleme der verbreiteten erinnerungskulturellen Engführung im Kern: mehr Wissen vermitteln und mehr Selbstkritik zulassen. Wichtig erscheinen mir eine begriffliche Schärfe sowie eine stärkere Einbettung der NS-Gewaltverbrechen in die Gesellschaftsgeschichte des Nationalsozialismus und in die Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts, als es heute üblich ist. Die Ursachen und Mechanismen von Entrechtung, Ausbeutung, Verfolgung, Vertreibung und Vernichtung im Nationalsozialismus und damit der Referenzrahmen, die gesellschaftlichen Strukturen des damaligen Handelns sowie Formen alternativen Handelns stehen meines Erachtens zu selten im Fokus. Die vielfältigen Gruppen der Täter, aber auch der Mitläufer-, Zuschauer- und Helferinnen und Helfer sowie die Rolle der Kollaborateure in den von Deutschland besetzten oder mit Deutschland verbündeten Ländern treten hinter der eng geführten pädagogischen, medialen und literarischen Thematisierung einiger weniger Verfolgten- und Tätergruppen zurück. Vermittelt werden sollten mit Methoden des Perspektivwechsels¹³ die Motivation der an Verbrechen Beteiligten, die Mechanismen der ausgeübten Gewalt, das Schicksal der von dieser Gewalt betroffenen Gruppen und der Umgang mit den Gewaltakteuren nach Kriegsende. Dabei können Handlungsspielräume angesprochen werden, beispielsweise

wie potenzielle Täter und Zuschauer zu Helfenden,¹⁴ aber auch, wie potenzielle Opfer zu Täterinnen und Tätern wurden.

Wer nur auf die negativen Folgen von Gewalt orientiert, kann die Bindewirkung nicht erklären, die diese Gewalt für Millionen von Menschen hatte.¹⁵ Deshalb sollte auch die Faszination von Gewalt im Nationalsozialismus zum Gegenstand gemacht werden. Wird die NS-Vergangenheit als Teil von Gesellschafts- und Gewaltgeschichte behandelt, können daraus Perspektiven auf Gesellschafts- und Gewaltverhältnisse in der Gegenwart abgeleitet werden.

Die Bildungsarbeit an Gedenkstätten kann sich durch einen multiperspektivischen Blick auf Handlungsspielräume im Nationalsozialismus und in der Gegenwart in differenzierter Weise auch dem komplexen Verhältnis von Individuum, Institutionen und Gesellschaft bzw. Staat in Geschichte und Gegenwart annähern. Denn: Jeder Mensch ist zu jeder Zeit in Strukturen eingebunden, die er nur bedingt selbst gewählt hat. Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus kann dazu führen, selbst über die Verantwortung für das eigene Handeln vor dem Hintergrund der Eingebundenheit in Strukturen zu reflektieren,¹⁶ was auch bedeutet, das Zusammenwirken zwischen Kollektiven und Individuen zu durchdringen und dabei moralisch relevante Bezüge zu erkennen, die Individuen zum Kollektiv, zu dessen Zusammenhalt, Effektivität, Zielen und Handlungsergebnissen beitragen.¹⁷ U.a. hier kann die von Volkhard Knigge geforderte »Selbstreflexion auch demokratischer Gesellschaften«¹⁸ ansetzen.

3 Herausforderungen für die Bildungsarbeit »nach der Zeugenschaft«

Eine weitere Herausforderung hängt mit dem gesellschaftlichen Wandel zusammen, der mit dem Übergang vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis und dem »Abschied von der Zeugenschaft« jener, die die NS-Verbrechen miterlebten, verbunden ist. Die Historisierungsproblematik bildete bereits in den 1980er-Jahren die Folie für den Historikerstreit und die Debatte zwischen Martin Broszat und Saul Friedländer, wobei Letzterer auf die Problematik der Perspektivenwahl bei der Historisierung des Nationalsozialismus hinwies, bei der die Erfahrungen der Verfolgten aus dem Blick gerieten. Broszat hingegen trat für eine Gesellschaftsgeschichte des Nationalsozialismus ein, die die Erfahrungen der Mehrheitsgesellschaft angemessen einbezieht.¹⁹

An Gedenkstätten sind die Perspektiven der Verfolgten bis heute sehr präsent, sie sind zugleich Teil der Repräsentation der NS-Verbrechen in Medien und Gesellschaft geworden. Heute allerdings treten Zeitzeugen der Verbrechen als Mittler von Erinnerungen nur noch in Erscheinung, ihre Zeugenschaft ist musealisiert und mediatisiert.²⁰ Sie dienen auch in dieser Form häufig als Beglaubigungsinstanz des Vergangenen, wobei ihre Subjektivität zu selten wahrnehmbar gemacht und ihre Erfahrungen zu oft objektiviert werden. Dabei liegt die Einzigartigkeit dessen, was die Erlebnisgeneration ausmacht, gerade in deren Weitergabe von Erfahrung, die sich an das historische Ereignis knüpft. In mancher berechtigten Kritik an dieser Funktionalisierung von Zeitzeugenschaft,²¹ die in der medialen Inszenierung ihrer Berichte ihren Widerhall findet, wird außer Acht gelassen, was die große Stärke von Subjektivität und Erfahrungsweitergabe sein kann: dass sich für die Zuhörenden an die Erzählungen und Berichte Emotionen knüpfen und diese Emotionen Wege öffnen zu ethischen Haltungen, die sich nicht allein aus dem Wissen um Unrecht speisen, sondern auch aus der Möglichkeit, sich emotional mit der Vergangenheit in Beziehung zu setzen.

Emotionen bilden hier eine Brücke in die Gegenwart, in die Lebenswelt der nachfolgenden Generationen.

Gerade junge Menschen wünschen sich emotionale Formen der Annäherung an die Vergangenheit, sie wollen aktiv einbezogen werden, mitgestalten und eigene Formen finden. So haben Jugendliche im Partizipationsprojekt »Wie wollt ihr euch erinnern«²² am Beispiel des entstehenden Erinnerungsortes »Denk.mal Hannoverscher Bahnhof« in der Hamburger HafenCity ein Jahr lang darüber nachgedacht, wie Erinnerungsorte gestaltet werden sollten, damit sich junge Menschen von ihnen angesprochen fühlen. Sie schlugen Audio-, Video- und Lichtinstallationen vor und plädierten zum Beispiel für die sinnliche Erfahrbarmachung der Situation in den Viehwaggons, mit denen Menschen im Nationalsozialismus deportiert wurden. Sie entwickelten zudem einen Hip-Hop-Song und Werbeartikel wie einen Jutebeutel und Armbänder mit der Aufschrift »Erinnere dich!«, mit denen sie die Erinnerung an die Deportationen wachhalten wollten.

Wir stoßen hier jedoch an ein grundsätzliches Problem heutiger Erinnerungsarbeit. Die Wegbereitenden der Aufklärung über die NS-Verbrechen, stark verkürzt möchte ich sie die »68er« nennen, haben spezifische, oft auch stark emotionalisierende Umgangsweisen geprägt, die heute als ritualisiert kritisiert werden. Neuartige Annäherungen werden nichtsdestotrotz oft skeptisch daraufhin befragt, ob sie politisch korrekt sind; Jugendliche werden nicht selten daran gehindert, eigene Formensprachen zu denken und umzusetzen.

Gedenkstätten sind nicht mehr in erster Linie für die Opfer des NS-Unrechts da und sie sollten auch nicht zu Stätten werden, an denen spezifische Deutungen und Erinnerungsformen konserviert werden. Sie sind inzwischen vor allem für die nachfolgenden Generationen da und müssen diese immer wieder neu erreichen. Es geht also um die Notwendigkeit, Formen der Ansprache zu finden, die Bildungsprozesse initiieren und Interesse wecken. Die Formen der Repräsentation des Vergangenen müssen deshalb immer wieder neu ausgehandelt und Räume geschaffen werden, in denen diese Aushandlung möglich ist, ohne das Ergebnis schon durch das Setting vorwegzunehmen.

Mit der notwendigen Zurückweisung verbreiteter Emotionalisierungs- und Präventionsansätze stoßen emotionale Zugänge in der gegenwärtigen Gedenkstättenarbeit auf begründete Skepsis. Jan Philipp Reemtsma hat darauf hingewiesen, dass moralische Standards nicht aus Gedenkstättenbesuchen etc. resultieren, sondern andere Quellen haben.²³ Er hat sich damit gesellschaftlich verbreiteten wie falschen »Lernen aus der Geschichte«-Narrativen entgegengestellt. Doch kann die Frage nach den Quellen ethischer Standards in Gedenkstättenbesuchen durchaus sinnvoll mit der Frage nach der Rolle von Emotionen, wie Beispielsweise Empathie, im historischen Handlungskontext verbunden werden, etwa wenn es darum geht, woher die Kraft zum Widerstehen bzw. zur Resistenz²⁴ im Nationalsozialismus genommen wurde. Andererseits kann emotionale Kälte und mangelnde Empathie gegenüber den Verfolgten und eine partikularistische Moral, die nur die als überlegen geltende eigene »Herrenrasse« einbezog,²²⁵ verbunden mit Anreizen zur Teilhabe an der auf rassistischer Exklusion fußenden Volksgemeinschaft zur Erklärung der Verbrechen mit herangezogen werden. Mit Arthur Schopenhauer kann die menschliche Potenz zum moralischen Handeln (und damit auch zum Widerstehen) im »Mitleid« »d.h. der ganz unmittelbaren, von allen anderweitigen Rücksichten unabhängigen Theilnahme zunächst am Leiden eines Andern und

dadurch an der Verhinderung oder Aufhebung dieses Leides«²⁶ verortet werden. Diese Erklärung von Moralität sieht Schopenhauer »im geraden Widerspruch mit Kant, der alles wahrhafte Gute und alle Tugend allein für solche anerkennen will, wenn sie aus der abstrakten Reflexion, und zwar dem Begriffe der Pflicht und des kategorischen Imperativs hervorgegangen ist und der gefühltes Mitleid für Schwäche, keineswegs für Tugend erklärt«.²⁷ Geht man davon aus, dass Moralität weniger auf der kognitiven Ebene als auf jener von »Theilnahme« angesiedelt ist, spricht vieles dafür, Empathie auch als Teil von Bildungsprozessen ernst zu nehmen.

Der französische Philosoph Jean-François Lyotard führt in »Der Widerstreit« insbesondere in der Re-Lektüre von Kants »Kritik der Urteilskraft« darüber hinausgehend die Kategorie »Gefühle« ein, um die offensichtliche Kluft zwischen Erkenntnis und Moralität in der Auseinandersetzung mit »Auschwitz« zu überbrücken. Er schreibt in diesem Zusammenhang: »Aber der Historiker muß dann auch mit dem Monopol, das dem kognitiven Regelsystem von Sätzen über die Geschichte eingeräumt wird, brechen und das Wagnis auf sich nehmen, auch dem Gehör zu schenken, was im Rahmen der Regeln der Erkenntnis nicht darstellbar ist.«²⁸

Nicht nur in der Geschichtsschreibung, auch in der Vermittlung reichen bei der Annäherung an die NS-Verbrechen Versuche, die Verbrechen rational zu verstehen und in die gesellschaftlichen Strukturen des Nationalsozialismus einzuordnen, nicht immer aus. Emotionale Zugänge, wie beispielsweise Empathie, können die kognitive Annäherung an das historische Geschehen des nationalsozialistischen Unrechts sinnvoll begleiten und auch Teil der komplexen Grammatik einer Bildungsarbeit sein, die in der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus auf ein reflexives, kritisches Geschichtsbewusstsein abzielt. So kann Empathie im Bildungsprozess »einen Anknüpfungspunkt bieten, um über konformes oder nonkonformes Verhalten nachzudenken«²⁹ und damalige Handlungsmöglichkeiten auszuloten, verbunden mit einem Nachdenken über die eigene Positionierung in der Gegenwart.

4 Die Notwendigkeit von Angeboten für Nachkommen der NS-Verfolgten

Im Umfeld von Gedenkstätten sind Angehörige von NS-Verfolgten aus der zweiten, dritten und mittlerweile auch vierten Generation aktiv. Sie engagieren sich unter anderem in den von Überlebenden gegründeten Verbänden und arbeiten in Gremien von Gedenkstätten mit. Sie verfügen dabei zwar nicht über die moralische Autorität der Überlebenden, die sich aus deren Verfolgungsgeschichte speist: Aus der Verwandtschaft mit den ehemals Verfolgten begründet sich keine sekundäre Zeugenschaft als »Zeugen der Zeugen« und auch keine Stellvertreterfunktion. Doch verfolgen Angehörige und Gedenkstätten das gemeinsame Ziel, die Erinnerung an das NS-Unrecht zu bewahren. Angehörige von NS-Verfolgten stellen damit gerade auch im Ausland eine wichtige Gruppe von Unterstützenden der Gedenkstättenarbeit dar.

Zugleich haben viele Angehörige das Bedürfnis, mehr über die Geschichte ihrer Verwandten in Erfahrung zu bringen. Sie kennen oft nur Bruchstücke der Verfolgungsgeschichte ihrer Familienmitglieder oder möchten sich, wenn sie bereits über Informationen verfügen, ein genaueres Bild dieser Geschichte machen. Die Bearbeitung einer wachsenden Zahl von Anfragen und die Unterstützung bei eigenen Recherchen Angehöriger gehören inzwischen zu den zentralen Aufgaben der Archive an Gedenkstätten, neben der Sicherung, Sammlung und Digitalisierung von Dokumenten. Neben

diesem Bedürfnis, intensiver zur Familiengeschichte zu recherchieren, äußern viele Angehörige den Wunsch nach Austausch und Reflexion: Viele wollen erfahren, wie andere Nachkommen mit der Gewalterfahrung ihrer Eltern bzw. Großeltern umgehen, welche Spuren die erlittene Gewalt in den Familien hinterlassen hat. Und zunehmend möchten sich Angehörige öffentlich artikulieren, in Filmen, in literarischen Darstellungen oder Formen künstlerischer Verarbeitung.

Kommt ein Austausch zustande, zeigen sich Unterschiede in Bezug auf die Weitergabe der Erinnerung innerhalb einzelner Familien, aber auch in den Erinnerungskulturen zwischen Ost- und Westeuropa. In den westeuropäischen Gesellschaften ebenso wie z.B. in Australien, Israel, Kanada und den USA wird der NS-Verbrechen regelmäßig öffentlich gedacht, auch im familiären Kontext wird über die Verfolgungserfahrungen gesprochen. In den Staaten des ehemaligen Ostblocks, also jenen Gesellschaften, die jahrzehntelang im sowjetischen Einflussbereich lagen, gilt dies keineswegs in gleicher Weise; hier sind die Verbrechen des Stalinismus deutlich präsenter als in Westeuropa und in den Familien wird über das während des Zweiten Weltkriegs erfahrene Leid bis heute nur seltener gesprochen und geschrieben. Allerdings gibt es auch hier deutliche Unterschiede zwischen einzelnen Ländern Osteuropas, so ist in Polen und Tschechien die Auseinandersetzung mit den NS-Verbrechen im familiären und gesellschaftlichen Kontext präsenter als beispielsweise in der Ukraine und in Russland.

Die Bildungsarbeit an Gedenkstätten kann sich mit den Folgen der Gewaltgeschichte in den Familien der Verfolgten auseinandersetzen und Fragen danach aufwerfen, ob und wann in den Familien über die Verfolgung gesprochen worden ist, wie dies die Erziehung und das Familienleben geprägt hat und wie sich die jeweiligen Erinnerungskulturen in den (neuen) Heimatländern der Überlebenden auf die Tradierung der Erinnerung innerhalb der Familien auswirkten.³⁰

Die Fokussierung auf die Verfolgten verstellt oft den Blick dafür, dass sich Gedenkstätten auch für deren Nachkommen öffnen müssen und können; auch hier bietet die Historisierung eine große Chance für eine Weiterentwicklung. Ich halte es für notwendig, systematisch Angebote zu entwickeln, bei denen sich Nachkommen von NS-Verfolgten austauschen können. Darüber hinaus sollte diese Gruppe bei den Überlegungen für eine zukünftige Gedenkstättenarbeit einbezogen werden, bei der die nachfolgenden Generationen eine tragende Rolle spielen können.

5 Die Kluft zwischen öffentlichem und privaten Erinnern –

Angebote für Nachkommen von Tätern, Mitläufern und Zuschauern

Mit der zunehmenden Kenntnis über NS-Verbrechen bei Nachkommen von Tätern und Täterinnen, Bystander und Zuschauenden scheint das Bedürfnis zu wachsen, die eigenen Verwandten als moralisch integer darzustellen und zu schützen, indem sie aus dem historischen Zusammenhang herausgestellt werden.³¹ Selbst wenn Quellen deutlich belegen, dass Familienangehörige an Verbrechen beteiligt waren, werden sie oft als unbelastet wahrgenommen. Die Überlieferung im privaten Rahmen der Familie ist somit nicht selten unverbunden mit dem öffentlichen Sprechen über die NS-Verbrechen – im Gegensatz zu vielen Nachkommen von NS-Verfolgten schlagen die Nachkommen von Täterinnen und Tätern, aber auch Mitmachenden und Zuschauenden nur selten eine Brücke zwischen der eigenen Familiengeschichte und der Gewaltgeschichte des Nationalsozialismus.

In den familiär tradierten Erinnerungen, vereinfacht gesagt dem Familiengedächtnis, wird vielfach ignoriert, dass auch die eigenen Verwandten einen Teil der Gesellschaft ausgeschlossen, dessen Verfolgung zugeschaut und selbst die Deportation und Ermordung eines Großteils davon akzeptiert haben. Selbst Kinder und Enkel von Massenmördern finden Mittel und Wege, um das Ausmaß der Beteiligung ihrer Verwandten nicht wahrnehmen zu müssen: Diese werden regelmäßig zu Opfern des NS-Systems erklärt, die nicht anders hätten handeln können.

Gleichzeitig ist auch in Deutschland ein wachsendes Interesse an der Auseinandersetzung mit der eigenen Familiengeschichte erkennbar. Zunehmend erscheinen Bücher von Kindern und Enkeln von Täterinnen und Tätern zur Rolle ihrer Verwandten im Nationalsozialismus, deren öffentliche Resonanz wiederum die gesellschaftliche und individuelle Beschäftigung mit der familiären Vergangenheit befördert. Die größere Artikulationsbereitschaft wird gespeist durch die zunehmenden Forschungen zu einem breiten Kreis von Tätergruppen, darunter SS, Geheime Staatspolizei, Eliten der NSDAP und Funktionsträger des Staatsapparates, Wehrmacht, Kriminal- und Ordnungspolizei, Reichsbahn und andere staatliche Institutionen wie städtische Behörden und Verwaltungen sowie privatwirtschaftliche Betriebe. Nicht nur jene, die direkt oder indirekt an Verbrechen beteiligt waren, sondern auch jene, die profitierten, zustimmten oder gleichgültig blieben, werden in den Blick genommen. Inzwischen wird auch nach der Bindekraft der auf rassistischer Exklusion basierenden nationalsozialistischen »Volksgemeinschaft« gefragt. Kinder und Enkelkinder dieser Gruppen wenden sich zunehmend an Gedenkstätten, um sich über das Handeln und die Verbrechen ihrer Verwandten zu informieren. Einige von ihnen engagieren sich ehrenamtlich in Freundeskreisen und Initiativen im Umfeld dieser Einrichtungen.

Eine Herausforderung für die Bildungsarbeit an Gedenkstätten ist es deshalb, auf Basis der differenzierten Forschung auch für Personen mit biografischen Bezügen zur nationalsozialistischen Mehrheitsgesellschaft Angebote zu entwickeln, die eine kritische Haltung zu familiären Überlieferungen ermöglichen.³² Die Historisierung des Nationalsozialismus schafft hier eine neue Ausgangsbasis, da sie es vielen Nachkommen von Tätern ermöglicht, offener mit ihrer Geschichte umzugehen und mit ihrer Familiengeschichte sogar an die Öffentlichkeit zu gehen. Der zeitliche Abstand kann die Auseinandersetzung mit der Geschichte der eigenen Eltern und Großeltern befördern und gesellschaftlich relevante neue Perspektiven auf die NS-Vergangenheit und ihre Folgen aufwerfen. Das kann gesellschaftspolitische Wirkungen entfalten: Wird die Gewaltgeschichte des Nationalsozialismus für Nachkommen von Tatbeteiligten, Bystander und Zuschauenden – wie für viele Nachkommen von NS-Verfolgten – als Teil auch der eigenen Familiengeschichte angenommen, kann möglicherweise der gesellschaftlich vorherrschende Spalt zwischen öffentlichem Erinnern und privater Verdrängung verringert werden. In diesem Prozess können Gedenkstätten eine tragende Rolle spielen.

6 Gegenwartsbezüge in der heterogenen Gesellschaft

Ich möchte hier zuletzt Aspekte ansprechen, die sich aus der Perspektive der zeitlichen Distanz ergeben und mit den Stichworten Heterogenität und Migrationsgesellschaft verbunden sind. Gerade aus der Heterogenität von Gesellschaften mit zeitlichem Abstand zum historischen Geschehen ergeben sich methodische und inhaltliche

Chancen: In heterogen zusammengesetzten Gruppen mit unterschiedlichsten biografischen Erfahrungen, und das sind heute viele Besuchergruppen an Gedenkstätten aus dem In- wie dem Ausland, können die interkulturellen und transnationalen Dimensionen der Auseinandersetzung mit Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg thematisiert werden. Der Zweite Weltkrieg war ein globaler Krieg und die Folgen der Verbrechen sind bis in die Gegenwart rund um den Globus spürbar, wie beispielsweise die Ausstellung »Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg«³³ zeigt. Ähnlich verhält es sich mit dem Kolonialismus, der ebenfalls bis heute weltweit seine Spuren hinterlassen hat.

Wenn vielfältige, oft national geprägte, in Teilen auch widersprüchliche Erinnerungskulturen in verschiedenen Ländern u.a. an Krieg, Besatzung und Verfolgung zur Diskussion gestellt werden, können die individuellen Narrative der Teilnehmenden in den Bildungsprozess einbezogen werden. Wichtig ist dabei, sich der Selbst- und Fremdbilder bewusst zu sein, von denen die eigenen Narrative geprägt sind, um nicht in die Falle zu tappen, kulturelle Differenz erst herzustellen und Mechanismen der Ausgrenzung fortzuschreiben. Dass die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus Ausgrenzungsmechanismen aufweist, resultiert unter anderem aus den bereits oben beschriebenen eng geführten Deutungen des Holocaust, in denen dieser als »Partikulares, allein den Deutschen Eigenes« gilt.³⁴ Familienbiografisch-nationale Verbindungen werden dabei als wesentliches Merkmal dieses Eigenen ausgemacht, weil der Nationalsozialismus und die Themenkomplexe Tatbeteiligten, Mitmachenden, Zuschauenden oder Helfenden selten in einer europäischen oder gar weltweiten Dimension begriffen werden.³⁵

Für eine Öffnung hin zu transnationalen Perspektiven auf Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg können auch verflechtungsgeschichtliche Ansätze hilfreich sein, wie beispielsweise das Inbeziehungsetzen von Kolonialismus und Nationalsozialismus, deren Folgen bis in die Gegenwart hineinreichen und sich auch miteinander vermengen. Ob Antisemitismus, Rassismus, postkoloniale Entwicklungen oder Antiziganismus – es ist eine große Vielfalt von Gegenwartsbezügen denkbar, die sich aus einer transnationalen Auseinandersetzung mit NS-Gewaltverbrechen ergeben bzw. auf diese bezogen werden können, z.B. in der Frage nach Kontinuitäten und Brüchen. Auch können aus dieser Perspektive Anknüpfungspunkte für menschenrechtliche Fragen in der Arbeit von Gedenkstätten gewonnen werden. Ein Beispiel: Sowohl der Einsatz für ehemalige NS-Verfolgte wie der Einsatz für Flüchtlinge hat eine Wurzel in der Idee von der Menschenwürde als ethisch-moralischem und universell angelegtem Orientierungspunkt und der Überzeugung, dass jedem Menschen das »Recht, Rechte zu haben«³⁶ zusteht. Das individuelle Verhalten von Menschen damals und heute kann ebenso wie gesellschaftliche Dimensionen von Menschenrechtsverletzungen, nationale Deutungsmuster von staatlichen Gewaltverbrechen etc. in vergleichender Perspektive reflektiert werden. Anhand der Auseinandersetzung mit Prozessen von Ausgrenzung, Verfolgung und Vernichtung kann vermittelt werden, ob und welche rechtlichen und ethischen Antworten auf staatliche Massenverbrechen gefunden werden sollten. Die Verknüpfung kann vergleichende Perspektiven auf Genozide ebenso umfassen wie Diktaturvergleiche. Auf die Art zu fragen – und sich in diesem Prozess der kritischen Auseinandersetzung mit Vergangenheit und Gegenwart auch selbstkritisch zu befragen – kommt es an.³⁷

Statt eines Schlussworts

Es gibt also viel zu tun und es gibt auch viele gute Gründe, den Kopf nicht in den Sand zu stecken, in der Annahme, dass die Historisierung des Nationalsozialismus die Bildungsarbeit an Gedenkstätten für gegenwärtige kritische Orientierungen bedeutungslos werden lässt. Ich sehe es genau umgekehrt: Die Historisierung eröffnet viele Möglichkeiten, die Gedenkstätten wahrnehmen können und sollten. Gedenkstätten wirken als geschichtspolitische Akteure in die Gesellschaft hinein. Die Historisierung führt jedoch dazu, dass sie ihre eigene Relevanz nicht mehr voraussetzen können, sondern immer wieder erkämpfen und legitimieren müssen – das ist gut so, denn es schützt vor Bequemlichkeit im Denken, vor Selbstreferentialität und Selbstüberschätzung. Wir sollten uns also von den Auguren des Niedergangs nicht schrecken lassen, die die drohende Bedeutungslosigkeit diagnostizieren und dabei übersehen, welche vielfältigen Möglichkeiten die aktuellen Entwicklungen bieten, sich kritisch in die gesellschaftspolitischen Entwicklungen einzuschreiben.

Dr. Oliver von Wrochem hat als Forschungsschwerpunkt die Geschichte des Zweiten Weltkriegs, von Kriegsverbrechen und Geschichtspolitik. Er ist Leiter des Studienzentrums und stellvertretender Direktor der KZ-Gedenkstätte Neuengamme.

- 1 Wenn im Folgenden von Gedenkstätten gesprochen wird, sind immer jene historischen Orte gemeint, die an nationalsozialistische Verbrechen erinnern.
- 2 Detlef Garbe, Von der Peripherie in das Zentrum der Geschichtskultur. Tendenzen der Gedenkstättenentwicklung, in: Bernd Faulenbach/Franz-Josef Jelich (Hg.), »Asymmetrisch verflochtene Parallelgeschichte«? Die Geschichte der Bundesrepublik und der DDR in Ausstellungen, Museen und Gedenkstätten, Essen 2005, S. 59–84.
- 3 Insa Eschebach und Oliver von Wrochem, Editorial, in: Gedenkstätten und Geschichtspolitik, Bremen 2015, S. 7–9.
- 4 Wolfgang Benz, Ums Gedenken streiten, in: Tagesspiegel, 21. 2. 2013.
- 5 Aleida Assmann, Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur. Eine Intervention, München 2013.
- 6 Volkhard Knigge, Zur Zukunft der Erinnerung, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 25/26 (2010), S. 10–16, Zitat S. 13.
- 7 Harald Welzer, Für eine Modernisierung der Erinnerungs- und Gedenkkultur, in: GedenkstättenRundbrief 162 (2011), S. 3–9.
- 8 Ulrich Herbert, Gut gemeint genügt nicht. Berlins Gedenkstätten brauchen ein Konzept, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 4. 3. 2005.
- 9 Habbo Knoch, Wohin, Gedenkstätten? Ein Plädoyer für mehr Selbstkritik und Mitgestaltung, <https://erinnern.hypotheses.org/212> (23. 7. 2015).
- 10 Cornelia Siebeck, Unterwegs verloren? Gedenkstätten und »kritisches Geschichtsbewusstsein«, GedenkstättenRundbrief 177 (2015), S. 5–10.
- 11 Matthias Heyl, »Vor allzu langer Zeit«. Herausforderungen für die historisch-politische Bildung zur Geschichte des Nationalsozialismus und seiner Verbrechen im 21. Jahrhundert, in: Susanne Benzler (Hg.), Vor allzu langer Zeit? Die Praxis historisch-politischer Bildung zum Nationalsozialismus heute, Rehburg-Loccum 2011, S. 153–184, hier S. 160.
- 12 Cornelia Brink, Ikonen der Vernichtung. Öffentlicher Gebrauch von Fotografien aus nationalsozialistischen Konzentrationslagern nach 1945, Berlin 1998, insb. S. 237–239.
- 13 Susanne Popp, Der Gedenkstättenbesuch. Ein Beitrag zur historisch-politischen Bildung, in: Sowi-Online, 2002.
- 14 Ines Brachmann, Die Vermittlung des Themas Täterschaft an KZ-Gedenkstätten, in: Gedenkstätten-Rundbrief 176, S. 51–63.
- 15 Michael Wildt, Über Geschichtsschreibung im Geiste Jan Philipp Reemtsmas, in: Mittelweg 36/3 (2015), S. 17–20.
- 16 Katja Ganske, Menschenrechtsbildung in NS-Gedenkstätten. Neue pädagogische Überlegungen zum Lernen aus der Geschichte des Nationalsozialismus. Diss. Technische Universität Berlin, Berlin 2014, <http://opus4.kobv.de/opus4-tuberlin/frontdoor/index/index/docId/5183> (24. 3. 2015).

- 17 Wie lässt sich historisches Unrecht begreifen und beurteilen? In: Neue Zürcher Zeitung, 16. 10. 2012 (Rezension zu Michael Schefczyk: Verantwortung für historisches Unrecht. Eine philosophische Untersuchung, Berlin 2012), www.nzz.ch/feuilleton/buecher/wie-laesst-sich-historisches-unrecht-begreifen-und-beurteilen-1.17682922 (30. 6. 2014).
- 18 Volkhard Knigge, Erinnerung oder Geschichtsbewusstsein?, in: GedenkstättenRundbrief 172 (2013), S. 3–15.
- 19 Martin Broszat/Saul Friedländer, Um die Historisierung des Nationalsozialismus. Ein Briefwechsel, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 36 (1988), Heft 2, S. 339–372.
- 20 Steffi de Jong, Im Spiegel der Geschichten. Objekte und Zeitzeugenvideos in Museen des Holocaust und des Zweiten Weltkrieges, in: Werkstatt Geschichte 62 (2012), S. 18–40.
- 21 Dana Giesecke/Harald Welzer, Zur Renovierung der deutschen Erinnerungskultur, Hamburg 2012, S. 70–75.
- 22 Dokumentation des Partizipationsprojekts »Wie wollt ihr euch erinnern?«. Beteiligung Jugendlicher an der konzeptionellen Entwicklung des Informations- und Dokumentationszentrums Hannoverscher Bahnhof; Red.: Annette Busse, Hamburg 2012; vgl. weiterführend die Materialsammlung: Entrechtung, Widerstand, Deportationen 1933–1945 und die Zukunft der Erinnerung in Hamburg, hrsg. von der Körber-Stiftung, der KZ-Gedenkstätte Neuengamme und dem Landesinstitut für Lehrerbildung und Schulentwicklung, Hamburg 2015.
- 23 Jan-Philipp Reemtsma, Wozu Gedenkstätten, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 25–26 (2010), S. 3–9, insb. S. 7–9.
- 24 Martin Broszat, Resistenz und Widerstand: eine Zwischenbilanz des Forschungsprojektes, in: Bayern in der NS-Zeit, Bd. 4: Herrschaft und Gesellschaft im Konflikt. Teil C, München u.a. 1981, S. 691–709, hier 697–699.
- 25 Moralität des Bösen: Ethik und nationalsozialistische Verbrechen, hrsg. im Auftr. des Fritz-Bauer-Instituts von Werner Konitzer und Raphael Gross, Frankfurt am Main [u.a.] 2009; Raphael Gross, Anständig geblieben. Nationalsozialistische Moral, Frankfurt am Main 2010.
- 26 Arthur Schopenhauer, Preisschrift über das Fundament der Moral. Mit einer Einleitung, Bibliografie und Registern, hrsg. von Hans Ebeling, Hamburg 1979, S. 106 (Erstausgabe 1839/1840)
- 27 Arthur Schopenhauer, Die Welt als Wille und Vorstellung, Viertes Buch, § 67, Hamburg 2014, S. 375. (nach der dritten, verbesserten und beträchtlich vermehrten Auflage von 1859).
- 28 Jean-François Lyotard, Der Widerstreit, 2. korrigierte Auflage München 1989, S. 197; vgl. ebd. u.a. S. 33, 101 f.; S. 202–214; 219–225, 273–282. (frz. Erstausgabe 1983)
- 29 Mirko Wetzel/Jana Jelitzki, Über Täter und Täterinnen sprechen: nationalsozialistische Täterschaft in der pädagogischen Arbeit von KZ-Gedenkstätten, Berlin 2010, S. 264.
- 30 Detlef Garbe, Habbo Knoch, Jörg Skriebeleit, Geleitwort zu: Mark Mühlhaus/Ulrike Jensen, GENERATIONEN. KZ-Überlebende und die, die nach ihnen kommen, hrsg. von der KZ-Gedenkstätte Neuengamme, der Gedenkstätte Bergen-Belsen und der KZ-Gedenkstätte Flossenbürg, Göttingen 2011.
- 31 Harald Welzer, Collateral Damage of History Education: National Socialism and the Holocaust in German Family Memory, in: social research 75/1 (2008), S. 287–314, hier S. 310.
- 32 Ulrich Tempel, Gedenkstättenangebote zur Recherche und zum Sprechen über Familiengeschichte, in: Gedenkstättenpädagogik. Kontext, Theorie und Praxis der Bildungsarbeit zu NS-Verbrechen, hrsg. im Auftrag der AG Gedenkstättenpädagogik von Elke Gryglewski/Verena Haug/Gottfried Köbler, Thomas Lutz/Christa Schikorra, Berlin 2015, S. 334–344.
- 33 Rheinisches JournalistInnenbüro/Recherche International (Hg.), »Unsere Opfer zählen nicht«. Die Dritte Welt im Zweiten Weltkrieg, Berlin u.a. 2005.
- 34 Rosa Fava, Die Neuausrichtung der »Erziehung nach Auschwitz« in der Einwanderungsgesellschaft: eine rassismuskritische Diskursanalyse, Berlin 2015, S. 382.
- 35 Ingolf Seidel, Buchbesprechung von Rosa Fava »Die Einwanderungsgesellschaft und die »Erziehung nach Auschwitz«, <https://erinnern.hypothesen.org/285> (1. 7. 2015).
- 36 Hannah Arendt, Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft. Antisemitismus, Imperialismus, totale Herrschaft, 4. Aufl., München/Zürich 1995, S. 462; Vgl. Jörg Lange, KZ-Gedenkstätten in Deutschland. Lernorte für Menschenrechte? Historisch-empirische Betrachtungen, in: Ulrike Pastoor/Oliver von Wrochem (Hrsg.), NS-Geschichte, Institutionen, Menschenrechte. Bildungsmaterialien zu Verwaltung, Polizei und Justiz, Berlin 2013, S. 43–52.
- 37 Harald Schmid, Mehr Gegenwart in die Gedenkstätten! Erinnerungsorte in Zeiten des Memory-Drains und der Entpolitisierung, GedenkstättenRundbrief 177 (2015), S. 11–16.

Gedenkstättenarbeit in Baden-Württemberg

ZUSAMMENARBEIT – AUSBAU – KÜNFTIGE AUFGABEN

Sibylle Thelen

Baden-Württemberg hat eine besondere Gedenkstättenlandschaft. Sie erstreckt sich über den gesamten Südwesten und führt vor Augen, wie allgegenwärtig das NS-Regime war. Mehr als siebenzig Lern- und Gedenkorte sowie Gedenkstätteninitiativen verweisen auf diese Zeit. Dabei verankern sie die Geschichte im konkreten Umfeld, in Städten und Nachbarschaften, in der scheinbar entlegenen Provinz, und dokumentieren zugleich, wie umfassend die Gewaltverbrechen der Nationalsozialisten waren. Die baden-württembergischen Gedenkstätten erinnern an politische Verfolgung, an Verbrechen an Juden, an Sinti und Roma, an Kranken und Behinderten, an politisch und weltanschaulich Andersdenkenden, an Homosexuellen und anderen. Sie verweisen auf Deportation und Völkermord, auf Zwangsarbeit und auf den Beginn der NS-»Euthanasie«-Verbrechen im Januar 1940 in Grafeneck auf der Schwäbischen Alb. Sie halten zudem im Bewusstsein, dass es auch Menschen gab, die sich der Diktatur entgegenstellten. Georg Elser, den Stauffenbergs und den Geschwistern Scholl sind eigene Gedenkstätten gewidmet.

Noch etwas anderes charakterisiert die Gedenkstättenlandschaft im deutschen Südwesten. Sie ist weithin vom Engagement der Bürgerinnen und Bürger getragen. Oftmals galt es Widerstände vor Ort zu überwinden, Ablehnung oder gar Anfeindungen auszuhalten, bevor die Einrichtungen gegründet werden konnten – zu den ersten zählten 1985 die KZ-Gedenkstätte am Oberen Kuhberg in Ulm, dem Standort eines frühen Konzentrationslagers in Württemberg, und das Pädagogisch Kulturelle Centrum Freudental in einer ehemaligen Synagoge, die den Novemberpogrom 1938 überstanden hatte, um dann in der jungen Bundesrepublik vom Abriss bedroht zu sein. Seitdem haben sich weitere Gedenkstätten etabliert: in einstigen Synagogen, die nach der Vertreibung der jüdischen Bevölkerung zu Werkstätten oder Lagerräumen umfunktioniert worden waren; bei Stollen, in Tunnelanlagen und Steinbrüchen, wo die Rüstungsindustrie in den letzten Kriegsmonaten KZ-Häftlinge ausgebeutet hatte. Zumeist sind es Ehrenamtliche gewesen, die diese Geschichte erforscht haben und denen es ein Anliegen gewesen ist, das Gespräch mit Überlebenden zu suchen.

Gedenkstättenarbeit und gerade auch das zivilgesellschaftliche Engagement auf dem Feld der Erinnerungskultur werden in Baden-Württemberg heute parteiübergreifend gewürdigt. »Gedenk- und Erinnerungsstätten sind Teil unserer politischen Kultur«, heißt es etwa in der 2011 einstimmig vom Landtag beschlossenen Konzeption »Kultur 2020«.¹ »Sie sind unverzichtbarer Bestand unseres Bildungswesens geworden«, antwortete die Landesregierung 2011 in ihrer Stellungnahme auf einen parteiübergreifenden Antrag.² Von »begehbaren Geschichtsbüchern« sprach die Konstanzer Literaturwissenschaftlerin Aleida Assmann, die in ihrem Vortrag anlässlich der Gedenkstunde des Landtags am 27. Januar 2012 zugleich hervorhob, Erinnern sei ein demokratisches Anliegen und könne nicht allein Aufgabe des Staates sein.³ »Gedenkstätten sind Orte produktiver Auseinandersetzung«, stellte Kultusminister Andreas Stoch (SPD) im November 2014 beim jährlichen Symposium der Elser-Gedenkstätte in Königsbrunn fest und umriss ihr Wirkungsfeld »von der kognitiven Anschauung über Betroffenheit hin zu Parti-

zipations- und Handlungsbereitschaft angesichts der Erkenntnis, dass Extremismus, Fremdenfeindlichkeit und Gewalt noch heute eine Gefahr für unser demokratisches Gemeinwesen sind«. ⁴

Von den ersten Anfängen bis zur vernetzten Arbeit von heute ist es ein langer Weg gewesen. Im Oktober 1994 schlossen sich 17 Gedenkstätten zur Landesarbeitsgemeinschaft der Gedenkstätten in Baden-Württemberg (LAG) zusammen. Darunter waren so unterschiedliche authentische historische Orte wie die Ehemalige Synagoge Sulzburg, das Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg Ulm oder auch die KZ-Gedenkstätte Vaihingen/Enz, eines der rechtsrheinischen Außenlager des KZ-Komplexes Natzweiler. Im April 1995 verabschiedete die LAG die Vaihinger Präambel. Diese fasst zentrale Ziele zusammen: das Erinnern und Gedenken an die Opfer; das Gespräch mit Zeitzeugen und Nachlebenden; das Eintreten gegen Rassismus, Extremismus und Antisemitismus.⁵ Heute zählen etwa 60 Gedenkstätten und Gedenkstätteninitiativen zu dem Verbund, der seinen Namen entsprechend um die Gedenkstätteninitiativen erweitert hat. Ihre Akteure treffen sich einmal im Jahr zur LAGG-Delegiertenversammlung. Alle zwei Jahre wird der LAGG-Sprecherrat gewählt. Das derzeit achtköpfige Gremium kommt regelmäßig zu Sitzungen zusammen.

Parallel zu diesen Strukturen hat sich auch die Gedenkstättenförderung entwickelt. Ende 1995 beschloss der Landtag, die Gedenkstätten durch die Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg (LpB) fördern zu lassen.⁶ Mit dieser Entscheidung entsprach er einem Wunsch der Gedenkstätten. Damals standen 70 000 Mark zur Verfügung. Die Mittel wurden aufgestockt und blieben von 2005 bis 2011 mit jährlich 200 200 Euro auf konstantem Niveau. Seitdem zeichnen sich deutliche Veränderungen ab. In drei Schritten sind die Fördermittel des Landes für Gedenkstättenarbeit der LAGG auf derzeit 496 900 Euro erhöht worden. 2016 wird eine weitere Aufstockung auf 621 900 Euro folgen. Auch für 2017 ist eine Verbesserung vorgesehen. Der Landtag hat diesen Prozess in mehreren Plenardebatten begleitet. Dabei brachten Abgeordnete präzise Kenntnisse der Gedenkstättenarbeit ein, etwa den Hinweis auf steigende Besucherzahlen⁷, und würdigten parteiübergreifend die geleistete Arbeit vor Ort. Zu diesem Prozess zählten auch zahlreiche Gespräche von Gedenkstättenvertretern mit Entscheidungsträgern in der Politik. Seither haben sich Kontakte etabliert. Einmal im Jahr trifft sich ein Kreis von Abgeordneten aller Landtagsfraktionen mit dem LAGG-Sprecherrat sowie mit Vertretern der LpB und vom Haus der Geschichte Baden-Württemberg, das für einige museale Gedenkstätten zuständig und Träger des künftigen Geschichtsorts im »Hotel Silber«, der früheren Gestapozentrale Württemberg, ist.

Die steigenden Besucherzahlen, die wachsenden Angebote der Gedenkstätten in der Bildungsarbeit ebenso wie die zunehmende Nachfrage von Schulen, aber auch die Mittelaufstockungen verbunden mit einer steigenden Wahrnehmung der Gedenkstättenarbeit in der Öffentlichkeit haben eine unüberschbare Dynamik erzeugt. Zum einen sind von der LAGG eigene Vorstellungen entwickelt worden, wie die Fördermittel verteilt werden können. Zum anderen haben die Gedenkstätten, unterstützt von der LAGG, gemeinsam größere Projekte auf den Weg gebracht. Diese Verbindung aus (erstens) struktureller und (zweitens) inhaltlicher Arbeit charakterisiert den Wachstumsprozess der vergangenen Jahre. Wie schon seit den Anfängen der Gedenkstättenförderung des Landes hat die LpB (drittens) diesen gestalterischen Prozess unterstützt und in enger Absprache mit der LAGG mit eigenen Angeboten begleitet. Zugleich haben (viertens)

die Vorbereitungen für die zu erwartende Konsolidierungsphase begonnen, indem künftige Aufgabenfelder abgesteckt werden.

1 Fördermittel und strukturelle Gestaltung der Gedenkstättenarbeit

Im Zuge der Mittelaufstockung sind die Förderarten ausgeweitet worden. In den vergangenen Jahren gab es zwei Förderarten: zum einen die institutionelle Förderung des Landes, die an zwei Gedenkstätten ging, an die Gedenkstätte Grafeneck und an das Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg KZ-Gedenkstätte Ulm; zum anderen die klassische Projektförderung, die nachrangig und als Teilfinanzierung erfolgt. Beide Förderarten sind im Zuge der Mittelaufstockung schrittweise ausgeweitet worden. Zudem ist ein weiteres Förderinstrument hinzugekommen: die Basisförderung. Sie wurde vom LAGG-Sprecherrat gemeinsam mit der LpB entwickelt und zudem mit dem Förderbeirat, der paritätisch mit Vertretern der LpB und der LAGG besetzt ist, sowie mit der LAGG-Delegiertenversammlung abgestimmt. Diese Basisförderung ist inzwischen



Gedenkstätten in Baden-Württemberg. Karte: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg

in den erweiterten Fördergrundsätzen als Sonderform der institutionellen Förderung verankert.⁸ Die Basisförderung sieht jährliche Pauschalbeträge in bisher drei und von 2016 an in vier Kategorien vor:

Kategorie 1: 1000 Euro für Gedenkstätten, die ihre Gemeinnützigkeit nachweisen;

Kategorie 2: 1000 Euro für Gedenkstätten, die zudem eine bestimmte Anzahl von ehrenamtlich geleisteten Stunden, von Besuchern, Veranstaltungen oder Führungen nachweisen;

Kategorie 3: 1000 Euro für Gedenkstätten, die zudem Gebäude oder Außengelände erhalten müssen;

Kategorie 4: 6000 Euro können für Gedenkstätten, die zudem die Verstetigung ihrer ehrenamtlichen Arbeit durch einen Einstieg in Personalverantwortung planen, beantragt werden.

Ziel der Basisförderung ist es, die ehrenamtliche Arbeit an den Gedenkstätten zu festigen. Mit den Pauschalbeträgen sollen die Gedenkstätten in die Lage versetzt werden, Ausgaben abzudecken, die sich nicht über die Projektförderung finanzieren lassen. Die Kategorie 4 soll darüber hinaus auch auf personeller Ebene neue Spielräume eröffnen. Ehrenamtlich arbeitende Gedenkstätten haben die Möglichkeit, Minijobber einzustellen oder gemeinsam mit anderen Gedenkstätten feste Arbeitsverhältnisse zu begründen. Ziel ist es, einerseits die ehrenamtlichen Strukturen zu erhalten, denn Gedenkstättenarbeit lebt nicht zuletzt vom ebenso beharrlichen wie kritischen Engagement der Bürger. Andererseits ist der Generationswechsel an den Gedenkstätten unübersehbar. Wie für andere Vereine auch ist es schwierig, Nachwuchs dauerhaft zu binden. Deshalb wird es zu einer Zukunftsfrage, hauptamtliche Kerne zu schaffen. Je nach Bedarf können dabei Fachkompetenzen einbezogen werden: Historiker, Pädagogen, Internet-experten etc.

2 Zusammenarbeit und inhaltliche Schwerpunkte

Die Gedenkstätten im Land wirken bei der konzeptionellen Weiterentwicklung der Gedenkstättenarbeit zusammen. Dazu zählt die Überlegung, den Ausbau von Verbünden voranzutreiben. Seit 2010 besteht der Gedenkstättenverbund Gäu Neckar Alb e.V., der von zehn Gedenkstätten in Südwürttemberg gegründet worden ist.⁹ Er hat gemeinsame Vorhaben angestoßen, die Kontakte zu Schulen intensiviert, die Partizipation von Jugendlichen zum Thema gemacht – und setzt damit Impulse über die eigenen Reihen hinaus. In Südbaden haben sich sechs Gedenkstätten zu dem Verbund »Gedenkstätten südlicher Oberrhein« zusammengeschlossen.¹⁰ In Oberschwaben wiederum bündelt das Denkstättenkuratorium NS-Dokumentation in Weingarten die unterschiedlichen Erinnerungsorte in der Region.¹¹ All diese Strategien verfolgen als gemeinsames Ziel die Vertiefung der historisch-politischen Bildungsarbeit.

Darüber hinaus arbeiten die Gedenkstätten auch bei Projekten zusammen. Im Erinnerungsjahr 2014 haben sie vielerorts den Blick auf die »Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts« (George F. Kennan), auf den Beginn des Ersten Weltkriegs gerichtet. Zugleich nutzten deutsche und französische Gedenkstättenmitarbeiter das Jahr, um Neuland zu betreten: Gemeinsam erarbeiteten sie die Ausstellung »Freiheit – so nah, so fern. Das doppelte Ende des Konzentrationslagers Natzweiler«. Beteiligt an dieser grenzüberschreitenden, einmalige Kriegsgegner zusammenführenden Kooperation waren das Centre Européen du Résistant Déporté (CERD) am ehemaligen Stammlager Natzweiler-



Eingangsbereich des Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg Ulm, KZ-Gedenkstätte. Foto: DZOK Ulm e.V.



KZ-Gedenkstätte Neckarelz, Ausstellung Neckarlager. Foto: Tim Krieger



Georg-Elser-Gedenkstätte Königsbrunn. Foto: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg/ Frank Wagnert

Struthof in den Vogesen und zehn Gedenkstätten an Standorten früherer Außenlager des KZ-Komplexes Natzweiler im heutigen Baden-Württemberg. Die Federführung im Land hatte die KZ-Gedenkstätte Neckarelz.¹² Zunächst wurde die Ausstellung am CERD eröffnet – am 13. September 2014, dem 70. Jahrestag der Evakuierung des Lagers. Dann folgte die Eröffnung auf rechtsrheinischer Seite, wo die Lager erst 1945 befreit worden waren – am 27. Januar 2015 in Stuttgart anlässlich der Gedenkstunde des Landtags. Auch die Leiterin des CERD, Frau Dr. Frédérique Neau-Dufour, und viele Vertreter von Gedenkstätten im Land waren zugegen.¹³ Insgesamt ist die Ausstellung 2014/15 an 40 Orten in Frankreich und Deutschland zu sehen.

Für die LAGG ist die Ausstellung ein wichtiges Gemeinschaftsprojekt. Es verortet historische Zusammenhänge, es schafft Anknüpfungspunkte für ein umfassendes Begleitprogramm vor Ort und es vernetzt die Gedenkstätten im Land. Auf diesem Prinzip der Vernetzung basiert auch die Bündelung der Gedenkfeiern, Veranstaltungen und Ausstellungen zu den NS-»Euthanasie«-Verbrechen in Grafeneck auf der Schwäbischen Alb, wo 1940 binnen eines Jahres 10 654 Personen ermordet wurden.¹⁴ Das landesweite Veranstaltungsangebot verdeutlicht, dass die Ermordeten von Grafeneck aus allen Landkreisen, Städten und so gut wie allen Gemeinden im heutigen Baden-Württemberg stammten. Zu diesem Programm zählte auch die Tagung »Ideengeschichte – Täterschaft – Aufarbeitung«, eine Kooperation mehrerer Partner am 25. Juni 2015 im Haus der Geschichte, die aktuelle Forschungsergebnisse zu den NS-»Euthanasie«-Verbrechen in den badischen und württembergischen Anstalten vermittelte.

Auf ähnlich vernetzte Weise wird nun auch auf den Jahrestag der Deportation der badischen und saarpfälzischen Juden im Oktober 1940 nach Gurs verwiesen werden. In diesem Fall reicht die Zusammenarbeit über die Landesgrenzen hinweg bis nach Rheinland-Pfalz.

3 Unterstützende Maßnahmen der LpB Baden-Württemberg

Die LpB begleitet die Vorhaben der Gedenkstätten. Kernaufgabe des Fachbereichs sind die Verwaltung und Koordination der Fördermittel sowie die Vernetzung der Gedenkstättenarbeit im Land. Der Fachbereich Gedenkstättenarbeit nimmt an den Beratungen des Sprecherrats teil, richtet die LAGG-Delegiertenversammlung aus, bietet seit einiger Zeit auch Fortbildungen und Exkursionen für Gedenkstättenmitarbeiter an. So wurde die Aufstockung der Fördermittel soeben mit zwei Fortbildungen zur Auftragsvergabe und zur Begründung von Arbeitsverhältnissen flankiert. Im vergangenen Jahr führte eine Exkursion an den Hartmannsweilerkopf in den Vogesen, einem Ort intensiver Kämpfe im Ersten Weltkrieg. 2015 reiste eine Gruppe baden-württembergischer Gedenkstättenvertreter an die KZ-Gedenkstätte Auschwitz in Polen.

Darüber hinaus organisiert der Fachbereich Lehrerfortbildungen an Gedenkstätten, lädt unter dem Titel »Erinnerungskultur – Erinnerungskonflikte« zu Podiumsgesprächen, veranstaltet mit Kooperationspartnern Fachtagungen zu Themen wie Antisemitismus heute, Rechtsextremismus, Homophobie – jeweils unter Einbezug der historischen Dimension. Gemeinsam mit Gedenkstätten gibt der Fachbereich zudem Lese- und Arbeitshefte in der Reihe MATERIALIEN heraus, zuletzt gemeinsam mit der Gedenkstätte Königsbrunn zu Georg Elser. Klassische Publikationen der LpB auf dem Feld der Gedenkstättenarbeit sind zudem das Verzeichnis der Gedenkstätten in Baden-Württemberg, der Band »Orte des Gedenkens und Erinnerns in Baden-Württemberg« oder auch



Grußwort von Landtagsvizepräsidentin Birgit Lösch im Rahmen der Veranstaltungen zur Jugendpartizipation auf lokaler Ebene: »Aktives Erinnern«. Foto: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg/ Achim Zweggarth



Exkursion zum Hartmannsweilerkopf im Rahmen der Fortbildungen der Landesarbeitsgemeinschaft der Gedenkstätten- und Gedenkstätteninitiativen (LAGG), 2014. Foto: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg



Rede von Jost Grosspietsch bei der LAGG Delegiertenversammlung in Mosbach, 2012. Foto: Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg

die deutsch-französische Programmbroschüre zum Europäischen Tag der Jüdischen Kultur, die alljährlich gemeinsam mit Partnern im Elsass herausgegeben wird.

Die Arbeit des Fachbereichs ist ohne Partner und Kooperation nicht vorstellbar. Zusammenarbeitet wird auch mit anderen Fachbereichen innerhalb der LpB. So etwa mit der Redaktion der Schriftenreihe zur politischen Landeskunde: In dieser Reihe ist in Kooperation mit Historikern und Gedenkstätten im Land ein umfassender Band zur NS-Geschichte im deutschen Südwesten entstanden, der Ende 2015 erscheinen wird.¹⁵ In Zusammenarbeit mit dem Fachbereich Extremismusprävention werden an einzelnen Gedenkstätten nun auch Angebote für Projektstage entwickelt, die historische und aktuelle Module verbinden, etwa zum Widerstand und zur Reflexion über Zivilcourage.

4 Künftige Aufgabenfelder

Der Ausbau der Fördermittel, aber auch das umfangreiche Programm anlässlich wichtiger historischer Jahrestage hat viele Kräfte an den Gedenkstätten gebunden. Dennoch sind bereits erste Vorbereitungen getroffen worden, um für künftige Aufgaben gewappnet zu sein. So will man sich den Archiven zuwenden, die Partizipation von Jugendlichen stärken, und einmal ganz abgesehen davon, dass sich alle Gedenkstätten damit auseinandersetzen, dass sie es zunehmend mit heterogenen Besuchergruppen zu tun haben, ist nun auch die Inklusion zum Thema geworden.

Sammlungen und Archive: Das Dokumentationszentrum Oberer Kuhberg KZ-Gedenkstätte Ulm hat nach drei Jahren ein Pilotprojekt, finanziert aus Bundes- und Landesmitteln, zur Archivarbeit abgeschlossen. Zielsetzung war es, die Archivarbeit beispielhaft so zu modernisieren, dass die Quellen auch mit vergleichsweise geringen Mitteln und unter ehrenamtlicher Mitarbeit nachhaltig gesichert und erschlossen werden können. Das Projekt wies somit auch für andere, bürgerschaftlich getragene und kleinere Gedenkstätten Wege, wie sich die heterogenen Sammlungen professionell erschließen und für die Öffentlichkeit zugänglich machen lassen. Die Ergebnisse wurden beim Bundesgedenkstättenseminar der Stiftung Topographie des Terrors und der Bundeszentrale für politische Bildung im Juni 2014 in Bad Urach präsentiert. Gemeinsam wurden dort grundsätzliche Thesen zur Archivarbeit an Gedenkstätten formuliert.¹⁶ Eine Handreichung bündelt nun die Ergebnisse.¹⁷

Partizipation von Jugendlichen: Innerhalb der LAGG hat sich der Arbeitskreis Jugend etabliert. Zunächst haben Vertreter der Gedenkstätten die unterschiedlichen Angebote ihrer Einrichtungen zusammengetragen. Dabei wurde deutlich, wie umfassend die Bandbreite dieser Angebote ist: Sie reicht von Jugendarbeit bis hin zu Mitarbeit von Jugendlichen an Gedenkstätten als sogenannte Jugendguides. Trotz unterschiedlicher Zielsetzungen gibt es verbindende Anforderungen. Der Arbeitskreis möchte ein Konzept ausarbeiten, um die Teilhabe von jungen Leuten an der Gedenkstättenarbeit zu stärken. Anstöße im bundesweiten Austausch gab dazu auch die Fachtagung »Aktives Erinnern«, die gemeinsam von der Bundeszentrale für politische Bildung, vom Anne-Frank-Zentrum in Berlin und anderen Partnern im Juni 2015 in Stuttgart veranstaltet wurde.¹⁸

Inklusion: Seit Januar 2014 läuft das Modellprojekt »Barrierefreie Gedenkstätte« an der Gedenkstätte Grafeneck. Ziel ist es, alle Angebote auch für Menschen mit geistiger Behinderung zugänglich zu machen. Gefördert wird das Projekt durch den Bund und das Land. Die Pädagogische Hochschule Ludwigsburg begleitet das Projekt wissenschaftlich. Die Dauerausstellung ist bereits um eine Hörversion in Leichter

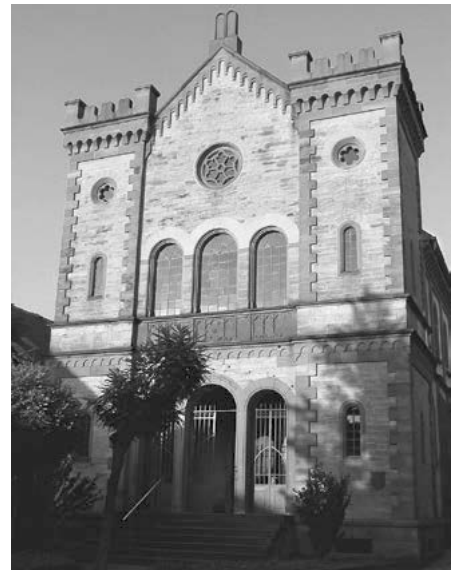


Besichtigung von
Schloss Grafeneck
während des Bundes-
weiten Gedenkstätten-
seminars, 2014.
Foto: Landeszentrale
für politische Bildung
Baden-Württemberg/
Frank Wagner

Sprache ergänzt worden. Außerdem arbeitet die Gedenkstätte an einem Orientierungssystem, das Besuchern auch außerhalb von Führungen die Gedenkstätten erkundung ermöglicht. In der Vergangenheit hatte man in Grafeneck immer wieder Anfragen nach Gruppenführungen erhalten, an denen auch Menschen mit geistiger Behinderung teilnehmen wollten. Bisherige Vermittlungskonzepte erwiesen sich als wenig geeignet.

Schlussbetrachtung

Gedenkstätten sind, wie der Historiker Peter Steinbach feststellt, »nicht nur Orte, an denen sich eine vergangene Wirklichkeit spiegelt, sondern sie sind Zeugnis einer geschichtspolitischen Selbstbehauptung, des Wunsches, im Nachdenken über die Vergangenheit auch gegenwärtige Positionen und möglicherweise sogar das eigene Verhalten zu reflektieren. Dafür stehen südwestdeutsche Gedenk- und Erinnerungsinitiativen, die nicht zuletzt Gedenkstätten als außerschulische Lernorte erschließen und versuchen, schulische Defizite aufzufangen, die nicht die Lehrer, sondern die Bildungspolitik verantwortet.«¹⁹ Auf diesem weiten Feld stellen sich viele Aufgaben. Auch deshalb ist die Gedenkstättenlandschaft in Baden-Württemberg ständig in Bewegung. In den vergangenen Jahren sind neue Gedenkstätten hinzugekommen, etwa der jüdische Betsaal in Horb am Neckar. An anderen Orten bahnen sich Überlegungen an, die Erinnerung auch lokal zu verorten, etwa in Welzheim, wo von 1935 bis 1945 eines der Konzentrationslager Württembergs war, oder in Mössingen, wo am 31. Januar 1933 die Teilnehmer des Mössinger Generalstreiks ein frühes Zeichen des Widerstands gegen den Nationalsozialismus setzten. Einige große Lern- und Geschichtsorte sind in Vorbereitung, etwa in Stuttgart im Hotel Silber, der ehemaligen Gestapozentrale Württembergs, oder auch am Standort des frühen badischen Konzentrationslagers Kislau, wo sich seit 2012 der Verein LernOrt Zivilcourage und Widerstand für den Aufbau einer neuen



Ehemalige Synagoge
Kippenheim.
Foto: Förderverein
Ehemalige Synagoge
Kippenheim e.V.

Einrichtung einsetzt und nun auch mit eigenen Landesmitteln ausgestattet worden ist. Anderswo sind weitere Gründungen im Gespräch.

Die Auseinandersetzung mit der NS-Diktatur ist auch siebzig Jahre nach ihrem Ende ein Thema – vor Ort, vorangetrieben von Bürgerinnen und Bürgern, unterstützt von der Politik und zugleich vernetzt mit anderen Akteuren und Institutionen auf diesem Feld. So betrachtet ist die Gedenkstättenlandschaft in Baden-Württemberg zugleich ein Abbild dieser Teilhabe. Ihr großes Potenzial liegt in der Vielfalt der Kompetenzen der Beteiligten und in der Breite der gesellschaftlichen Verankerung.

Sibylle Thelen leitet die Abteilung »Demokratisches Engagement« der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg und ist zugleich Fachreferentin für Gedenkstättenarbeit.

- 1 Kultur 2020. Kunstpolitik für Baden-Württemberg, September 2010, S. 287.
- 2 Landtag von Baden-Württemberg, Drucksache 15/534, 27. Juli 2011.
- 3 Prof. Dr. Aleida Assmann: Die transformierende Kraft der Erinnerung, in: Landtag von Baden-Württemberg [Hrsg.]: Gedenkfeier zur Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus im Landtag von Baden-Württemberg am 27. Januar 2012, Stuttgart 2012.
- 4 Andreas Stoch, MdL, Minister für Kultus, Jugend und Sport des Landes Baden-Württemberg: Widerstand im NS-Staat und Gedenkstättenarbeit – Aufgabe und Herausforderung für den schulischen Unterricht. Königsbrunn, 15. November 2014.
- 5 Wortlaut der Präambel: siehe www.gedenkstaetten-bw.de unter Reiter LAGG-Gedenkstätten.
- 6 Landtag von Baden-Württemberg, Änderungsantrag N45 der Drucksache 11/6863, 29. November 1995. Arbeitsauftrag des Fachbereichs Gedenkstättenarbeit der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg: siehe Gedenkstättenportal www.gedenkstaetten-bw.de unter dem Reiter Fachbereich Gedenkstättenarbeit.
- 7 Im Jahr 2014 besuchten etwa 309 000 Personen die Gedenkstätten in Baden-Württemberg. Siehe GedenkstättenRundbrief. Siehe: Svenja Bauer-Blaschkowski: 2014: Erneut Besucherrekord in den Gedenk- und Erinnerungsstätten in Baden-Württemberg, in: Gedenkstätten-Rundbrief, Nr. 178 6/2015, S. 25–30.
- 8 Grundsätze für die Förderung der Gedenkstätten und Gedenkstätteninitiativen vom 1. Juli 2015 (FörderGr), siehe: www.gedenkstaetten-bw.de
- 9 Siehe Webseite des Gedenkstättenverbunds Gäu Neckar Alb e.V.: www.gedenkstaettenverbund-gna.org
- 10 Siehe gemeinsame Webseite der sechs Gedenkstätten: www.gedenkstaetten-suedlicher-oberrhein.de
- 11 Siehe Webseite des Denkstättenkuratoriums mit umfassenden Informationen zu den Gedenk- und Erinnerungsorten in der Region mit Biografien, Erinnerungswegen, Terminen etc.: www.dsk-nsdoku-oberschwaben.de
- 12 CERD und KZ-Gedenkstätte Neckarelz [Hrsg.]: Bientôt la liberté nous reviendra. Freiheit – so nah, so fern, Katalog zur Ausstellung, 2015. Informationen zur Ausstellung, Stationen und Flyer: www.gedenkstaetten-bw.de
- 13 Dr. Frédérique Neau-Dufour: »Das Ende des Konzentrationslagers Natzweiler-Struthof – Gedenken in Frankreich und Baden-Württemberg, in: Landtag von Baden-Württemberg [Hrsg.]: Gedenkstunde des Landtags von Baden-Württemberg zur Erinnerung an die Opfer des Nationalsozialismus, Stuttgart 2015. www.landtag-bw.de/.../LT_2015_01_27_Gedenkfeier_Stuttgart.pdf
- 14 Siehe Webseite der Gedenkstätte Grafeneck www.gedenkstaette-grafeneck.de bzw. vernetztes Programm und Rückblick auf die wissenschaftliche Tagung auf dem Gedenkstättenportal www.gedenkstaetten-bw.de
- 15 Peter Steinbach/Thomas Stöckle/Sibylle Thelen/Reinhold Weber [Hrsg.]: Entrechtet – Verfolgt – Vernichtet. NS-Geschichte und Erinnerungskultur im deutschen Südwesten, Stuttgart 2016.
- 16 Nicola Wenge und Ulrike Holdt: Archivarbeit an Gedenkstätten, in: GedenkstättenRundbrief Nr. 175 (9/2014), S. 3–11.
- 17 Die Handreichung steht als PDF auf der Webseite des DZOK zum Download bereit: www.dzok-ulm.de
- 18 Rückblick auf die Tagung siehe www.gedenkstaetten-bw.de
- 19 Peter Steinbach: Gedenkstätten in Baden-Württemberg: Einladung zur kritischen Selbstreflexion, in: Hans Berkessel, Wolfgang Beutel [Hrsg.]: Jahrbuch Demokratiepädagogik 3. Demokratiepädagogik und Rechtsextremismus, Schwalbach am Taunus 2015, S. 119.

Die Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein im Wandel

ERFORSCHUNG UND VERMITTLUNG EINES HISTORISCHEN ORTES
DER NS-KRANKENMORDE

Boris Böhm, Axel Drieschner und Barbara Schulz

Entstehung und Entwicklung der Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein

Im Juni dieses Jahres konnte die Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein an ihre Eröffnung vor 15 Jahren erinnern. Der Weg dahin war lang und schwierig.

Auf dem Gelände der 1811 eröffneten Heil- und Pflegeanstalt Pirna-Sonnenstein bestand von Frühjahr 1940 bis Sommer 1942 eine von sechs zentralen »Euthanasie«-Anstalten im Deutschen Reich. Zwischen Juni 1940 und August 1941 wurden im Keller des ehemaligen Paralytikerhauses fast 15000 Menschen mit Kohlenmonoxid ermordet: 13720 Menschen jeden Alters mit psychischen Erkrankungen und geistigen Behinderungen während der Krankenmord-»Aktion T4« und mindestens 1031 arbeitsunfähige und kranke Häftlinge aus den Konzentrationslagern Sachsenhausen, Buchenwald und Auschwitz im Zuge der eigenständigen Mordaktion »Sonderbehandlung 14f13«.

1947 wurden im Dresdner »Euthanasie«-Prozess am dortigen Landgericht einige Täter zur Verantwortung gezogen, danach begann eine vier Jahrzehnte andauernde Periode des Verdrängens und weitgehenden Verschweigens der NS-Krankenmorde in Pirna. Ein Großbetrieb nutzte seit 1953 die Gebäude der ehemaligen Tötungsanstalt vorwiegend für Büro Zwecke. Im ehemaligen Tötungsgebäude aber ließ die Betriebsleitung, trotz des Wissens um die Massenverbrechen, eine Werkstoff-Prüfwerkstatt einrichten. Erst infolge der Friedlichen Revolution kam auch in Pirna der Prozess der Aufarbeitung und Aufklärung in Gang. 1991 gründeten engagierte Bürger das Kuratorium Gedenkstätte Sonnenstein e.V. mit dem Ziel der Schaffung eines würdigen Gedenkortes für die vergessenen Opfer der NS-»Euthanasie«. In dieser Zeit befanden sich zahlreiche Gebäude der ehemaligen Landesanstalt in der Verfügung der Treuhand, ein Teil wurde an den wiederbegründeten Freistaat Sachsen restituiert. Nach Protesten des Kuratoriums Gedenkstätte Sonnenstein e.V. und dank der Fürsprache einiger sächsischer Politiker konnte im Herbst 1992 die vom Staatlichen Liegenschaftsamt Dresden geplante Privatisierung der zentralen Gebäude der ehemaligen Tötungsanstalt verhindert werden. Die sächsische Staatsregierung entschied im Oktober 1992, dass diese im Besitz des Freistaates Sachsen bleiben und dass dort eine Gedenkstätte eingerichtet werden soll. Nach einem längeren Diskussionsprozess erhielt die Arbeiterwohlfahrt die Gebäude 1995 zur Erbpacht, wobei für einen Teil des ehemaligen Tötungsgebäudes eine Nutzung als Gedenkstätte vorbehalten war. Das ehemalige Paralytikerhaus, in dem 1940/41 die Massentötungen erfolgten, war bereits 1992 wie alle Gebäude und Anlagen der »Sachgesamtheit Heil- und Pflegeanstalt Pirna-Sonnenstein« vom Landesamt für Denkmalpflege Sachsen unter Denkmalschutz gestellt worden. Die besondere historische Bedeutung der Nutzung eines Teils dieser Gebäude für die NS-Krankenmordaktion fand dabei noch keine Beachtung.

Im Auftrag des Freistaates Sachsen erfolgten 1993/94 durch Prof.-Ing. Johannes Cramer bauarchäologische Untersuchungen im ehemaligen Tötungsgebäude und anschließend die Vorlage einer denkmalpflegerischen Zielstellung für dieses Gebäude. Die 1994 ins Leben gerufene Stiftung Sächsische Gedenkstätten zur Erinnerung an die

Opfer politischer Gewaltherrschaft nahm den Gedenkort Pirna-Sonnenstein sofort in ihre Förderung auf und übernahm ihn 1999 in direkte Trägerschaft. Im Jahr darauf konnte die Gedenkstätte der Öffentlichkeit übergeben werden.

Aufgrund der Empfehlung eines 1995 berufenen Fachbeirates wurde eine strikte Trennung von Gedenk- und Ausstellungsbereich umgesetzt. Den Gedenkbereich im Keller kennzeichnet eine Zweiteilung. Die Gaskammer, der Leichenraum, der Krematoriumsraum und der Kaminraum wurden von den industriellen Einbauten befreit und Relikte aus der »Euthanasie«-Zeit freigelegt. Die Wirkung dieser kargen Räume entfaltet sich durch die in mehreren Abschnitten freigelegten Spuren der Verbrechen und das Wissen um die Funktion dieser Räume in den Jahren 1940/41. Mit diesen originalen Befunden, die auch erläutert werden, wird der Gedenkbereich als historischer Ort wahrgenommen. An dessen östlichem Ende befindet sich der ehemalige Kaminraum, in dem seit 2012 Fundstücke aus der Zeit der Tötungsanstalt in der Ausstellung »Sachzeugen« in Vitrinen präsentiert werden.

Westlich davon bestehen ein den Opfern gewidmeter Gedenkraum und der »Raum der Stille«. Im Gedenkraum werden auf Stelen 22 Fotografien und Kurzbiografien von repräsentativ ausgewählten Opfern ausgestellt. Der gegenüber befindliche »Stille Raum« enthält drei am 1. September 2009 eingeweihte Namenstafeln, auf denen über 11600 bisher bekannte Opfer mit ihrem Familiennamen, Rufnamen und Geburtsjahr festgehalten sind. In diesem Raum sind auch mehrere von Familien gestiftete individuelle Gedenktafeln und eine Gedenktafel der polnischen Regierung angebracht. Er ist für die Besucher, vor allem aber für die Hinterbliebenen, ein Ort des Gedenkens.

Im Mittelbau des Dachgeschosses befindet sich auf etwa 180 m² Ausstellungsfläche die vom Gedenkstättenleiter Boris Böhm konzipierte und erarbeitete Ständige Ausstellung. Die Gestaltung erfolgte durch das Büro Gewerk aus Berlin. Die Ausstellung ist geprägt durch die Konzentration auf die Geschichte des Ortes sowie seine Einbettung in den historischen Kontext. Auf 39 Tafeln wird in einer sachlichen Dokumentation die Thematik chronologisch in Bezug zur gesellschaftlichen Entwicklung in Deutschland dargestellt. Die Texte der in zwei Reihen stehenden Tafeln sind auf weiß lackierte Blechwände aufgebracht, die dem klar strukturierten Raum eine kalte und sterile Atmosphäre verleihen. Unterstützt wird der Eindruck durch den Einsatz von verschiedenfarbigem Licht. Während die Tafeln zur humanistischen Phase in der Geschichte der Heil- und Pflegeanstalt in wärmeres Licht getaucht sind, wurde für die Darstellung der »Euthanasie«-Verbrechen auf kühles Neonlicht als Hintergrundbeleuchtung zurückgegriffen, um eine atmosphärische Distanz zur verbrecherischen Politik des NS-Systems herzustellen. Zur Verdeutlichung der Vielschichtigkeit der NS-Krankenmorde werden den Besuchern unterschiedliche Medien zur Erarbeitung der Thematik angeboten. Dazu gehören fünf Hörstelen mit von Schauspielern gesprochenen Texten, eine Medienstation mit Zeitzeugenberichten, benutzbare Bücher sowie Vertiefungsebenen mit Biografien und Dokumenten. Durch vier Stahlstreben am östlichen Ende des Ausstellungsraumes wird auf den 1940 bis 1942 an dieser Stelle durchgeführten Schornstein verwiesen und somit eine Verbindung zwischen der Ständigen Ausstellung und den ehemaligen Tötungsräumen geschaffen. Im Boden werden angekohlte Balken durch Beleuchtung sichtbar gemacht. Dies sind Spuren des Schornsteinbrandes in der »Euthanasie«-Zeit, der damals in Pirna für großes Aufsehen gesorgt hatte, da die vorgefahrene städtische Feuerwehr den Brand nicht löschen durfte.



Pirna-Sonnenstein, das ehemalige Tötungsgebäude (Haus C 16), in dem sich heute die Gedenkstätte befindet, 2009. Foto: Archiv Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein (AGPS), Thomas Albrecht



Die ständige Ausstellung der Gedenkstätte im Dachgeschoss, 2013. Foto: AGPS, Jürgen Lösel



Durchsicht von Schamottesteinen des ehemaligen Krematoriums nach ihrer exemplarischen Bergung vom Elbhand, 2009. Foto: Zeitgeschichte & Denkmalpflege, Axel Drieschner

Die Gedenkstätte hat sich über die Jahre als ein wichtiger Lernort in Sachsen etabliert. Dies bestätigt ein Blick auf die Statistik. 2001 hatte die Gedenkstätte 2827 Besucher, 2005 dann 4904 und 2009 waren es 7998 Besucher. 2014 suchten 13583 Menschen die Gedenkstätte auf. Von ihnen nahmen 5810 an Führungen, Projekten und Weiterbildungsveranstaltungen teil.

Zu den Informationsangeboten gehören neben allgemeinen Faltblättern zur Gedenkstätte in vier Sprachen auch Faltblätter für den Gedenkbereich, den sogenannten Denkzeichen-Weg und die Pirnaer Gedenkspur. Letztere geht auf die Idee eines Pirnaer Künstlers während des Sommerlagers der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste im Jahre 2002 zurück. An jedes der 14751 Opfer der Tötungsanstalt sollte – bei der Gedenkstätte beginnend und am Elbufer am Rande des Pirnaer Stadtzentrums endend – ein farbiges Kreuz erinnern. Die Aktion, die die Erinnerung an den Massenmord und die Auseinandersetzung damit lebendig halten will, ist ein fortwährendes Projekt, denn die Kreuze verblassen und müssen wie die Erinnerung immer wieder aufgefrischt werden. Längst ist die Gedenkspur Bestandteil der Pirnaer Erinnerungskultur, die besonders Jugendliche anspricht und bei vielen Besuchern der Stadt Fragen aufwirft.

Anders entstanden ist dagegen der Denkzeichen-Weg der Berliner Künstlerin Heike Ponwitz, der als Beitrag eines von der Stiftung Sächsische Gedenkstätten ausgelobten Ideenwettbewerbes zu einem Mahnmal für den Gedenkort Pirna-Sonnenstein eingereicht worden war. 16 gläserne Tafeln und Stelen mit dem idyllischen Motiv der Festung Sonnenstein des Barockmalers Bernardo Bellotto, genannt Canaletto, tragen jeweils einen irritierenden Begriff aus dem Vokabular der »Euthanasie«-Täter aufgedruckt, z.B. »Baderaum« und »Sonderbehandlung«. Sie führen vom Bahnhof durch das Stadtzentrum und entlang des Canalettoweges bis zur Gedenkstätte. Das Kunstwerk konnte im Jahre 2005 nach in der Stadt teilweise kontroversen Diskussionen realisiert werden. Es spricht besonders Schulklassen an, wird aber auch von Touristen interessiert wahrgenommen.

Erste Forschungen zur Überlieferung des Ortes

Als zu Beginn der 1990er-Jahre die Auseinandersetzung mit dem konkreten Ort der Krankenmorde in Pirna begann, lagen die baulichen Spuren des Massenverbrechens nicht offen zutage. Wie an vielen ehemaligen Stätten der NS-»Euthanasie« waren die Tötungsanlagen 1942 abgebrochen worden. Später, zur Zeit der DDR, erfuhren die Räume weitere tiefgreifende Veränderungen. Auch der Verbleib der verbrannten Überreste der Opfer war zunächst unbekannt. Eine Reihe archäologischer und bauarchäologischer Untersuchungen brachte hier in den letzten Jahren jedoch Licht ins Dunkel. Der Bauhistoriker Johannes Cramer hatte im Rahmen eines von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Projekts bereits 1993/94 den ehemaligen Tötungstrakt eindeutig identifiziert und seine funktionale Struktur im Kern stimmig rekonstruiert.¹

Damit war die Grundlage geschaffen für die weitere Erforschung des historischen Ortes. Cramer war es insbesondere gelungen – wenn auch eher deduktiv, das heißt aus der Raumabfolge schließend, denn anhand belastbarer Befunde –, die ehemalige Gaskammer zu lokalisieren. Auch für das Krematorium lieferte er den grundlegenden Nachweis, auch wenn er irrtümlich vermutete, ein zweiter Raum, in dem er – ähnlich wie im Dachraum des Gebäudes – Spuren des abgebrochenen Schornsteins nachweisen konnte, habe ebenfalls als Verbrennungsraum gedient. Auf der Basis dieser weitge-

hend tragfähigen Ergebnisse wurde der Kellertrakt für die Gedenkstätte saniert, indem alle der DDR-Zeit zugewiesenen Einbauten entfernt, schadhafter Putz abgeschlagen und die Wände in einigen Räumen neu geweißt wurden. Die nicht mehr vorhandene Stirnwand der ehemaligen Gaskammer, der Kubus eines der beiden Kremierungsöfen sowie die Umrisse des Schornsteins wurden mittels COR-TEN-Stahl-Elementen abstrakt nachgebildet. Auch im Umfeld des Gebäudes erfolgten damals bereits erste Untersuchungen. Dabei wurde eine über zwei Meter hohe Kalksandsteinmauer, die das Gelände in Richtung des westlich gelegenen Schlossparks und zum Elbhang hin abschirmte, in die Zeit der Tötungsanstalt datiert. Diese Zuweisung erwies sich später, als bessere Kenntnisse zur Nutzung des Geländes während der DDR-Zeit vorlagen, als falsch. Wie sich nun zeigte, war der Mauerzug erst zu Beginn der 1950er-Jahre entstanden, als ein höchster Geheimhaltung unterliegender Betrieb der Luftfahrtindustrie von dem ehemaligen Gelände der Tötungsanstalt und von weiteren Teilen der ehemaligen Heil- und Pflegeanstalt auf dem Sonnenstein Besitz ergriff.²

Lokalisierung menschlicher Asche

Im Jahr 2001 fanden Mitarbeiter der Gedenkstätte bei Oberflächenbesammlungen auf dem Elbhang Ofenschamotte und Schlackereste mit erkennbaren Anhaftungen verbrannter Knochenpartikel. Damit erhärtete sich der Hinweis einer Zeitzugin, wonach sich das Personal der Tötungsanstalt auf der Schutthalde hinter dem Gebäude der verbrannten Überreste ihrer Opfer entledigte. Die Oberflächenfunde ließen aber offen, ob hier lediglich vereinzelt – also etwa bei Auflösung der Tötungsanstalt – Asche verschüttet wurde oder ob die Fläche systematisch und über längere Zeit hinweg als »Bestattungsplatz« der Mordopfer fungierte. Um dies zu klären, wurden 2002/2003 punktuell einige archäologische Sondagen angelegt.

Neben Asche und Schlacke von Heizungsanlagen sowie vielerlei Hausmüll und weiteren Abfällen ließen sich dabei teils geringfügige, teils bis zu dreißig Zentimeter mächtige Anhäufungen menschlichen Leichenbrands nachweisen. Das Vorliegen menschlicher Knochenreste bestätigte ein anthropologisches Gutachten.³ Somit war klar, dass dem Hanggelände der Status eines Massengrabs zukommt.⁴ Daraufhin wurde von weiteren Grabungen in diesem Gebiet, die zur Bestimmung der Grenzen des Bestattungsplatzes und zur ungefähren Dimension der hier liegenden menschlichen Überreste hätten führen können, abgesehen. Dass hier sämtliche Überreste der etwa 15 000 Opfer der Tötungsanstalt ruhen, ist indessen ausgeschlossen.⁵

Eine Exhumierung und Umbettung der menschlichen Überreste schien allein schon aufgrund ihrer starken Durchsetzung mit anderem Material kein gangbarer Weg zu sein. Es wurde daher entschieden, das bis zu vierzig Grad steile Hanggelände hinter dem Gebäude der ehemaligen Tötungsanstalt als Kriegsgräberstätte auszuweisen und entsprechend zu gestalten. Dies geschah in enger Absprache zwischen der Gedenkstätte, der Stadt Pirna und dem sächsischen Landesverband des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge. Die am 2. November 2011 in einer Gedenkzeremonie übergebene Gräberfläche erhielt entlang der Hangkante einen Weg sowie eine Plattform, von dem aus das gesamte Areal überblickt werden kann. Der jüngere Baumbestand auf der Hangfläche wurde stark ausgedünnt und die Oberfläche mit Bodendeckern bepflanzt. Als Gedenkzeichen wurde im Zugangsbereich zu dieser Fläche eine über sechs Meter hohe durchbrochene Betonstele mit dem Zeichen des Kreuzes aufgestellt.

Die Dimensionierung und Positionierung dieses Monuments sowie seine christliche Symbolik blieben nicht ohne Widerspruch. Dasselbe gilt für den Entschluss, die bereits erwähnte Mauer, die wenige Meter vor der Hangkante entlang führte, für die Gestaltung des Freigeländes abzureißen. Anfang der 1950er-Jahre errichtet, zählte sie zwar nicht zu den baulichen Zeugnissen der Tötungsanstalt, doch dokumentierte sie augenfällig, wie diese Stätte des NS-Krankenmords durch seine Nutzung während der DDR-Zeit der öffentlichen Wahrnehmung entzogen und damit das Massenverbrechen dem Vergessen anheimgestellt wurde.

Archäologische Fundstücke

Während der archäologischen Sondierungen wurde eine begrenzte Zahl persönlicher Gebrauchs- und Schmuckgegenstände vorgefunden, darunter Brillengläser, Taschenspiegel, Haarspangen, Bekleidungsreste sowie Teile von Modeschmuck wie Kunststoffperlen und Ohranhänger, ferner Porzellanfigürchen des NS-»Winterhilfswerks« und andere Souvenirs. Der Charakter dieser Fundstücke sowie ihre Nachbarschaft zu den Aschefunden deuten darauf hin, dass sie zu den letzten Habseligkeiten von Mordopfern zählen und ebenfalls vom Personal der Tötungsstätte auf dem Hang »entsorgt« wurden. Während der Leichenbrand an der oberen Zone der Böschung nachgewiesen wurde, sammelte sich an seinem Fuß das schwerere Material, allem voran große

Mengen von Trümmerschutt des 1942 abgebrochenen Krematoriums. 2008 wurden diese steinernen Relikte zum Teil geborgen und näher untersucht: es handelt sich um Verblendklinker und Hintermauersteine sowie Schamottesteine, darunter verschiedene passgerecht gefertigte bzw. auf der Baustelle zugehauene Keilsteine. In Fragmenten traten zudem spezielle Formsteine auf, die, wieder zusammengefügt, in der Ansicht eine korbbogenförmige Unterkante beschreiben und in der Aufsicht mehrere Querstege aufweisen. Aus diesen geometrisch relativ kompliziert geformten Steinen fertigte die Firma Heinrich Kori für ihre Öfen die Gitterroste zur Verbrennung der Leichen. Dies ergab ein Vergleich mit noch erhaltenen Einäscherungsöfen, wie sie unter anderem in den KZ-Gedenkstätten Dachau und Ravensbrück zu besichtigen sind.⁶ Das gleiche Bauteil benutzte der



Vitrine aus der Ausstellung »Sachzeugen« mit vom Elbhang geborgenen persönlicher Hinterlassenschaften von Opfern der Krankenmorde, 2013.

Foto: Zeitgeschichte & Denkmalpflege, Axel Drieschner

Ofen- und Heizungsbaubetrieb Kori, der nur anderthalb Kilometer von der Verwaltungszentrale der Krankenmorde in der Berliner Tiergartenstraße 4 seinen Sitz hatte, bereits seit der Jahrhundertwende für seine verbreiteten Müllverbrennungs- und Tierkadaveröfen. Vermengt mit solchen Überresten fanden sich auf dem Hang in Pirna als weitere Gruppe von Sachzeugnissen mehrere stählerne Gerüste von Arm- bzw. Beinprothesen, die sehr wahrscheinlich ermordeten Psychiatriepatienten oder KZ-Häftlingen (»Sonderbehandlung 14f13«) gehörten, ferner ein Handschuh aus Asbestgewebe, der vom Bedienungspersonal des Krematoriums benutzt worden sein dürfte.⁷ Wie erwähnt wird eine kleine Auswahl dieser Objekte seit 2012 in einer Ausstellung am Ende des ehemaligen Tötungskellers den Besuchern der Gedenkstätte präsentiert.



Mahnmal neben dem
Gedenkstättengebäude,
gestaltet von Tobias
Hackbeil 2013.
Foto: Zeitgeschichte &
Denkmalpflege,
Axel Drieschner



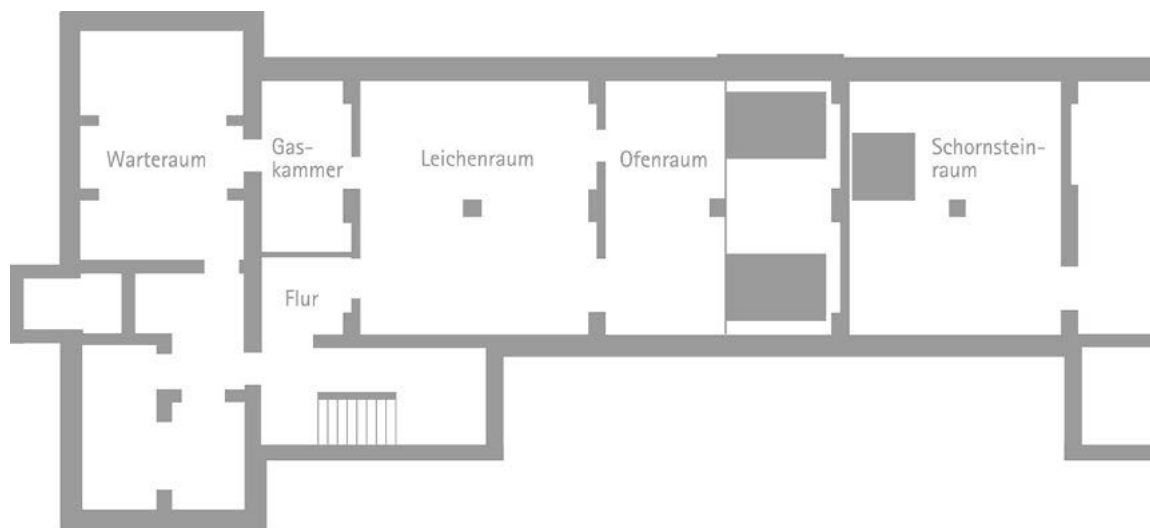
Übersicht Ehemaliger
Schornsteinraum mit
Ausstellung »Sach-
zeugen«, 2013. Foto:
AGPS, Jürgen Lösel

Freilegungen im Ofenraum

Die Beschäftigung mit den vom Hanggelände geborgenen Überresten des Krematoriums bot mit den Anstoß dazu, sich abermals dem ehemaligen Aufstellungsbereich der beiden Öfen im Keller des Gebäudes, in dem sich heute die Gedenkstätte befindet, zuzuwenden. Außer den stählernen Resten, die von den beiden Auflagerböcken der Einfuhrbahre im Fußboden verblieben, gab es bis dahin kaum einen Hinweis auf die Existenz der Verbrennungsöfen. Um den Besuchern wenigstens eine ungefähre Vorstellung der angenommenen historischen Raumverhältnisse zu bieten, war daher 1999 auf einem der Ofenstandorte die abstrakte Kubatur eines Ofens aus COR-TEN-Stahl positioniert worden. Die Hinweise auf dem Fußboden sowie der Vergleich mit noch erhaltenen Öfen von Kori nährten den Verdacht, dass die Öfen nicht so umfassend abgebaut wurden, wie es bis dahin den Anschein erweckte. Daraus erwuchs die Vermutung, dass der Betonfußboden im Bereich der Öfen erst bei Auflösung der »Euthanasie«-Anstalt entstand und sich bauliche Überreste derselben darunter erhalten haben könnten. Erste Gewissheit hierüber erbrachte eine 2008 durchgeführte sondierende Untersuchung an einem der beiden Ofenstandorte. Es bestätigte sich, dass, wie bei Kori üblich, die Öfen in einer abgesenkten Arbeitsebene aufgestellt waren und darin, überdeckt vom jüngeren Fußboden, nennenswerte bauliche Reste der Öfen überdauert haben. So blieben die gemauerten Ofenkonstruktionen bis in eine Höhe von zwei Steinlagen an Ort und Stelle erhalten, einschließlich der beiden Mulden, in denen die menschliche Asche bzw. die Rückstände des Brennmaterials zur Entnahme gesammelt wurden. 2010 wurde daraufhin die stählerne Ofenkubatur entfernt und der darunter liegende Ofenrest komplett freigelegt, während es beim zweiten Ofen lediglich bei der Freilegung der Eckpartie blieb. Somit ist heute sowohl die Existenz der Öfen anhand sichtbarer Relikte dokumentiert, als auch der Versuch ihrer Kaschierung nach der Auflösung der Mordstätte nachvollziehbar.

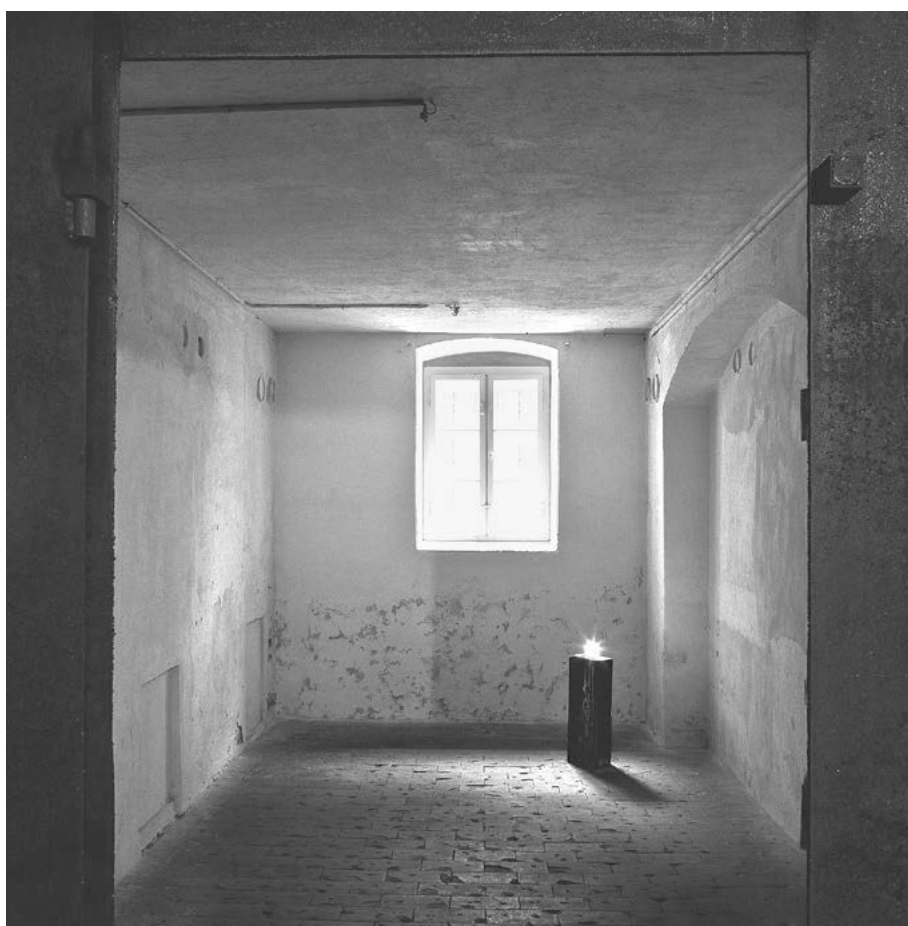
Kellerrundriss des
Tötungsgebäudes,
Rekonstruktion.
Zeitgeschichte
& Denkmalpflege,
Barbara Schulz

Im Zuge dieser Untersuchungen war es also erstmals für eine der sechs Gasmordanstalten der »T4« gelungen, die bauliche Gestalt der verwendeten Kremierungsöfen näher zu erfassen und in Resten zu zeigen. Für die Gedenkstätte auf dem Sonnenstein ist dies von besonderer Bedeutung, da hier zuvor kaum anschauliche Spuren von der





Der ehemalige Krematoriumsraum mit freigelegten Resten des nördlichen Einäscherungs-ofens, erkennbar die Mulden der beiden Ascheentnahmekammern, 2013.
Fotos: AGPS, Jürgen Lösel



Ehemalige Gaskammer der Tötungsanstalt Pirna-Sonnenstein, 2013

Geschichte der Tötungsanstalt zeugten. Zur dauerhaften Präsentation der freigelegten Ofenreste wurden nur geringfügige bauliche Maßnahmen vorgenommen, so etwa eine Überdeckung des kleinen archäologischen Fensters mit einer begehbaren Glasplatte. Auch die Beleuchtung und Beschriftung blieb zurückhaltend, um dem Doppelcharakter dieses Bereichs als Ort der Dokumentation und des Opfergedenkens gerecht zu werden.

Erneute Untersuchung der Gaskammer

Diesen Maßnahmen schlossen sich 2012 bauarchäologische Forschungen zur historischen Gestalt der Gaskammer sowie zur Funktion der unmittelbar angrenzenden Räume an. Einige der überlieferten Spuren waren in den älteren Untersuchungen nicht berücksichtigt oder nicht schlüssig interpretiert worden. Die Möglichkeiten für eine erneute Untersuchung waren insofern etwas geschmälert, als trotz insgesamt behutsamer Vorgehensweise während und nach der Erstuntersuchung in der Initialphase der Gedenkstätte Veränderungen erfolgten, welche die Überlieferung bereichsweise beeinträchtigten. Neben dem Abbau DDR-zeitlicher Installationen hatte man unter anderem Wandputz ausgetauscht, weitere Oberflächen übertüncht und den Fußboden in einem Nachbarraum der ehemaligen Gaskammer teilweise ersetzt.

Die erneute Untersuchung der ehemaligen Gaskammer, die abgesehen von einer ihrer Umfassungswände in ihrer historischen Raumkubatur erhalten blieb, konzentrierte sich zunächst auf die Fragen des Zuganges sowie der Zufuhr und Verteilung des tödlichen Kohlenmonoxid-Gases. Es zeigte sich, dass die Tür, durch welche die Opfer die Gaskammer betreten mussten, entgegen der bisherigen Annahme nicht in der heute fehlenden Wand gelegen haben kann, sondern in einer der beiden Längswände eingebaut war. Ihre Umrisse sind dort noch im Wandputz zu sehen. Bekannt war bereits, dass durch eine gegenüberliegende, später ebenfalls vermauerte Tür, die Ermordeten aus der Gaskammer herausgebracht und in Richtung des Krematoriums transportiert wurden. Diese Tür hatte man, wie sich nun erwies, noch während der Einrichtung der Gaskammer um gut einen halben Meter versetzt. Vermutlich erfolgte dies mit dem Ziel, im folgenden Raum mehr Platz für ein weiteres Funktionselement zu gewinnen, etwa für einen elektrischen Entlüfter zum Luftaustausch in der Gaskammer.

Die Frage nach der Zufuhr und der Verteilung des Kohlenmonoxid-Gases ließ sich durch zerstörungsfreie Betrachtungen an den drei noch vorhandenen Wänden der ehemaligen Gaskammer klären. Dort sind etwa in der halben Höhe des Raumes umlaufend vermörtelte Dübellöcher zu beobachten, die ähnlich angeordnet bereits in der ehemaligen Gaskammer der Krankenmordanstalt Hadamar festgestellt und als Befestigungspunkte der Gasrohre identifiziert wurden.⁸ Weitere Abdrücke verrieten den Verlauf der zuführenden Gasleitung. Unter allen Hinweisen zur Existenz der Gaskammer sind dies die bislang einschlägigsten Befunde.

Die neuen Erkenntnisse zur Struktur der Gaskammer wirkten sich auch auf das Verständnis der drei angrenzenden Räume aus, somit also auf einen wesentlichen Teil des historischen Raumgefüges im Tötungskeller. Der bisher keiner klaren Nutzung zugeordnete Eckraum neben der Gaskammer lässt sich jetzt – korrespondierend mit Zeugenberichten und analog zur Situation in Hadamar – als Warteraum der Opfer auf ihrem Weg zur Gaskammer deuten.⁹ Andererseits ist der Flur an der Schmalseite der Gaskammer nicht mehr als Zuführungsbereich der Mordopfer zu interpretieren. Da das Rohrsystem der Gaskammer von hier aus gespeist wurde, ist anzunehmen, dass



Die ehemalige
»T4«-Busgarage, 2015.
Fotos: Zeitgeschichte &
Denkmalpflege,
Axel Drieschner

Die für die »T4«-
Organisation zur Bus-
garage umgebaute
Anstaltsscheune, 2012

der kleine Raum, der zugleich den Durchgang zum Krematorium gewährte, als Aufstellungs- und Bedienungsbereich der CO-Gasflaschen fungierte. Bislang wurde diese Nutzung dem östlich angrenzenden Raum, der zugleich als Leichenraum diente und vor einem seiner Fenster wohl auch den Entlüfter der Gaskammer aufnahm, zugewiesen.

Es wurde bereits deutlich, dass sich für die Rekonstruktion des Spurenbildes in Pirna der Vergleich mit den umfassender überlieferten baulichen Befunden in Hadamar als hilfreich erwies. Umgekehrt ließen sich die in Pirna gewonnenen Ergebnisse inzwischen ihrerseits für die Erforschung und Vermittlung der historischen Raumfolge in Hadamar fruchtbar machen. Unter anderem, in dem dort ebenfalls ein Ofenstandort freigelegt werden konnte. Eine Einbeziehung der historischen Stätten der NS-»Euthanasie« in Bernburg und Hartheim in eine solche vergleichende Betrachtung könnte es künftig noch ermöglichen, die Erkenntnisse weiter zu vermehren und zu festigen. Generell erscheint es wichtig, die Ergebnisse bauhistorischer Untersuchungen im Lichte neuer Fragestellungen und Erkenntnismöglichkeiten von Zeit zu Zeit einer Überprüfung und Ergänzung zu unterziehen. Es wäre ein Irrtum, einmal erarbeiteten Resultaten auf diesem Gebiet per se eine »abschließende« Geltungskraft zuzugestehen. Auch deshalb sollten alle Spuren tragenden Oberflächen und Einbauten so gesichert und konserviert werden, dass eine erneute Befragung dieser materiellen Quellen vollumfänglich möglich bleibt. Baumaßnahmen, die etwa aus Gründen der Funktionalität der Gedenkstätte wünschenswert erscheinen, sollten sich diesem Gesichtspunkt unterordnen, gerade in den historisch sensibelsten und aussagekräftigsten Zonen.

Verfall der historischen Busgarage

Große Sorgen bereitet der Zustand eines Gebäudes auf dem Sonnenstein, das 1940/41 – nach allen bisher vorliegenden Informationen – zur Unterbringung und Wartung von Autobussen, mit denen die Opfer der Krankenmorde herangebracht wurden, diente. Der Bau wurde im 19. Jahrhundert als Scheune für die Heil- und Pflgeanstalt errichtet.¹⁰

Die Transportlogistik bildete eine wesentliche Komponente der Vernichtungsmaschinerie der »T4«-Organisation; Busgaragen gehörten daher zum Standard-Bauprogramm der sechs Gasmordanstalten. Meist wurden dort zerlegbare hölzerne Fahrzeughallen aufgestellt, in Pirna bot es sich stattdessen an, die nur rund hundert Meter von der neu eingerichteten Tötungsstätte entfernte alte Scheune zu nutzen. Sie musste lediglich etwas umgebaut und mit zusätzlichen Einfahrtstoren versehen werden. Das Gebäude wurde auch zur DDR-Zeit als Garage genutzt und überdauerte die Zeitläufe nahezu unverändert. Dann aber folgte die Privatisierung und es genügten wenige Jahre der Vernachlässigung, um den Verfall des unter Denkmalschutz stehenden Bauwerks einzuleiten. Mittlerweile ist der Dachstuhl durchnässt und der historische Wandputz großflächig abgefallen. Der private Eigentümer plante bereits den Abriss der ehemaligen Busgarage. Damit besteht für ein seltenes und im Kern authentisches Zeugnis der Krankenmorde die Gefahr der Zerstörung. Sonst existiert nur noch in Hadamar eine Busgarage der »T4«-Organisation, dort in Gestalt eines transportablen Holzbaues. Der Gedenkstätte Hadamar gelang 2006 mit finanzieller Unterstützung des Bundes und des Landes Hessen die Rückführung und Restaurierung der zwischenzeitlich an anderem Ort aufgestellten Fahrzeughalle. Die Busgarage in Pirna, das einzige ortsfest überlieferte Beispiel, wäre nicht minder wert, erhalten und konserviert zu werden – zunächst durch eine seitens der Kommune zu veranlassende denkmalpflegerische Notsicherung.

Es muss ergänzt werden, dass daneben noch weitere historische Gebäude auf dem Sonnenstein wie die Aufbahrungshalle der Heil- und Pflegeanstalt, in der 1940/41 möglicherweise Sektionen von Opfern der Tötungsanstalt erfolgten, in ähnlicher Weise bedroht sind, verloren zu gehen.

Dr. Boris Böhm, Historiker, ist seit 1999 Leiter der Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein. **Barbara Schulz und Axel Drieschner**, betreiben gemeinsam das Büro für Zeitgeschichte und Denkmalpflege Berlin, das ab 2002 (bau-) archäologische Untersuchungen für die Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein durchgeführt hat und 2012/2013 den Ausstellungsbereichs »Sachzeugen« konzipierte.

- 1 Johannes Cramer, Bauliche Zeugnisse der »Euthanasie«-Morde in der Anstalt Pirna-Sonnenstein, in: Nationalsozialistische Euthanasie-Verbrechen in Sachsen. Beiträge zu ihrer Aufarbeitung, Dresden/Pirna 1996², S. 143–159.
- 2 Friedhelm Schwabe, Untersuchungsbericht zur Neubewertung der Schlussfolgerungen aus den bis 1996 erfolgten bauarchäologischen Untersuchungen im Keller des Gebäudes C 16 und im Außenbereich unter dem Aspekt einer zwischenzeitlich erweiterten Befundlage, August 2006 (unveröffentlicht, Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein).
- 3 Dr. Hans Kemnitz, Das Knochenmaterial von Pirna-Sonnenstein. Eine anthropologische Untersuchung, Teil II, 1.9.2004 (unveröffentlicht, Archiv der Gedenkstätte Pirna-Sonnenstein).
- 4 Axel Drieschner, Barbara Schulz, Spuren der Vernichtung. Archäologie und Bauforschung am Schutthang und im ehemaligem Krematorium der »Euthanasie«-Anstalt Pirna-Sonnenstein, S. 105 ff, in: Kuratorium Gedenkstätte Sonnenstein e.V. (Hrsg.), Beiträge zur Geschichte des Sonnensteins und der Sächsischen Schweiz, Heft 8, Pirna 2010, S. 103–135.
- 5 Möglicherweise wurde eine ca. 600 Meter entfernte größere Mülldeponie der Heil- und Pflegeanstalt ebenfalls zur Beseitigung der menschlichen Überreste verwendet. Auf diesem zur DDR-Zeit teilweise überbautem Areal sind noch keine Forschungen erfolgt. Ein Teil der Asche der Opfer wurde in Urnen abgefüllt und den Angehörigen auf Anfrage zugesandt.
- 6 Abb. in: Drieschner/Schulz, S. 126 u. 131.
- 7 Ähnliche Funde ergaben sich auf dem Gelände der ehemaligen »Euthanasie«-Anstalt in Hartheim (Österreich).
- 8 Johannes Cramer, Spuren der »Euthanasie«-Morde. Bauarchäologische Untersuchungen in der Gedenkstätte Hadamar, S. 202 sowie Abb. S. 207 und 214, in: Verlegt nach Hadamar. Die Geschichte einer NS-»Euthanasie«-Anstalt, Kassel 1991, S. 199–215.
- 9 Zu den Zeugenberichten siehe: Thomas Schilter, Unmenschliches Ermessen. Die nationalsozialistische »Euthanasie«-Tötungsanstalt Pirna-Sonnenstein 1940/41, Leipzig 1998, S. 75.
- 10 Axel Drieschner, (Drohender) Verlust eines zeithistorischen Baudenkmals, in: Umrisse. Zeitschrift für Baukultur, 14. Jg. 2014, Heft 4/5, S. 6 (www.umrisse.de/Archiv/umrisse_2014_04_05.pdf).

Benelux-Bürger im Zuchthaus Hameln 1942–1945

EIN EUROPÄISCHES ERINNERUNGSPROJEKT

Bernhard Gelderblom

Am 19. Juni 2014 wurde in Hameln in Anwesenheit zahlreicher Gäste aus den Niederlanden die Ausstellung »Schritte zur Erinnerung nach 70 Jahren – NS-Verfolgte aus den Benelux-Ländern im Zuchthaus Hameln 1942–1945« eröffnet. Die Ausstellung ist Teil und Abschluss eines größeren Erinnerungsprojektes, das u.a. mehrere Interviewreisen nach Holland, Belgien und Luxemburg, die Einladung eines ehemaligen Zuchthaushäftlings aus den Niederlanden nach Hameln und ein Schulprojekt zum Gräberfeld der Zuchthausopfer auf dem Hamelner Friedhof umfasst. Das Projekt ist ohne seine Vorgeschichte nicht zu begreifen.

Das Zuchthaus Hameln 1935–1945

Am 1. November 1935 wurde das Hamelner Gefängnis in ein Zuchthaus umgewandelt.¹ Die Dauer der Strafen, welche die nationalsozialistische Justiz verhängte, hatte sich außerordentlich verlängert. Vor allem hatte sich die Zahl verurteilter »Politischen« drastisch erhöht. Zuchthaushäftlinge aus anderen preußischen Anstalten zogen in Hameln ein. Nach dem Stand vom 1. Mai 1938 betrug die Zahl der Haftplätze 532 Männer², später lag sie bei 650. Besonders in den letzten Jahren des Krieges war die Anstalt oft total überbelegt. Hameln diente als Auffang- und Durchgangsstation, wenn im Westen liegende Zuchthäuser wegen des Näherrückens der Front geräumt wurden.

Ein Überblick über den Wandel in der Zusammensetzung der knapp 10 000 Häftlinge, die Hameln in der NS-Zeit durchlaufen haben, ergibt folgendes Bild:

- Bis 1939 dominierten die »Politischen« mit nahezu 80 Prozent.
- Nach Kriegsbeginn traten die sog. »Kriegstäter« hinzu, also Männer, die gegen eine der »Kriegssonderstrafrechtsverordnungen« verstoßen hatten.
- Seit 1942 wuchs der Anteil der ausländischen Häftlinge aus westeuropäischen Ländern allmählich auf über 20 Prozent an (rund 2000 Männer).

Wenige Hundert der Insassen waren jeweils Juden und Homosexuelle. Ihr Schicksal war von besonderer Härte, weil sie wie viele der »Politischen« nach Verbüßung der Haft in der Regel der Gestapo zur Überführung in ein KZ übergeben wurden. Kriminelle Häftlinge waren in der Minderheit. Für Schwer(st)kriminelle war seit alters her in der »Provinz Hannover« das Zuchthaus Celle zuständig.

Nach Kriegsbeginn verschlechterten sich die Arbeits- und Unterbringungsbedingungen extrem. Strafgefangene wurden in der Rüstungsproduktion eingesetzt. Bei zu geringer Arbeitsleistung gab es drastische Strafen wie Essensentzug, Absonderung oder Dunkelhaft. Ab Sommer 1944 nahmen die an- und abgehenden Transporte an Anzahl und Größe (bis zu 370 Männer) erheblich zu. Sie kamen aus den durch das Vorrücken der Alliierten »bedrohten« Haftanstalten vor allem Westdeutschlands und brachten überwiegend ausländische Häftlinge, die das Regime nicht in die Hände des Feindes fallen lassen wollte.

Obwohl Hameln für viele Häftlinge nur eine Zwischenstation war und mit der Schaffung des Außenlagers Holzen, 40 km südöstlich von Hameln, sich im August



1944 die Zahl der Haftplätze verdoppelt hat, wuchs die Anzahl der Insassen am Standort Hameln kontinuierlich auf 1229 Insassen im März 1945 an. Ab Ende 1944 ließen fehlende Heizung, mangelnde Ernährung, Auftreten von Seuchen und Zusammenbruch der medizinischen Versorgung den Aufenthalt im Zuchthaus zur Qual werden.

Seit Oktober 1944 stieg die Zahl der Verstorbenen erheblich an und erreichte im März/April 1945 mit 105 Toten einen dramatischen Höchststand. Insgesamt kamen im Zuchthaus Hameln 349 Häftlinge ums Leben, weitere 36 in den Außenlagern und Ungezählte auf vier Todesmärschen. Ab März 1945 wurden die aus Hameln abgehenden Transporte zu »Todesmärschen«. Drei führten zum Zuchthaus Dreierbergen in Mecklenburg, der letzte am 5. April 1945 – da standen die US-Truppen vor Hameln – zum Zuchthausaußenlager Holzen.

Einer dieser Märsche irrte vom 3. bis 13. April 1945 – elf schreckliche Tage – durch Mitteldeutschland. 228 Gefangene des über 400 Männer umfassenden Transportes wurden nach Angaben des Luxemburger Marschteilnehmers Richard Schaack am 3. Mai in Dreierbergen durch die Rote Armee befreit. Die Zahl der Toten dürfte bei bis zu 200 Männern gelegen haben.³

Das Zuchthaus im Gedächtnis der Stadt Hameln 1945–1990

Welche Rolle spielte der Ort im Gedächtnis dieser Stadt? Gemeinhin galt er als Ort für Kriminelle und nicht als NS-Verfolgungsstätte. So verwundert es nicht, dass das Gräberfeld der Zuchthautoten, das Ende 1944 ganz am Rande des städtischen Friedhofs Am Wehl angelegt worden war, nach Ablauf der Liegefrist 1976 von der Friedhofsverwaltung beseitigt wurde. Über die Einebnung hat es damals in Hameln keine öffentliche Diskussion gegeben. Auch ein Gedenkstein ist nie errichtet worden. Nach dem Kriegsgräbergesetz hätten die Gräber erhalten werden müssen, da die Bestatteten Anspruch auf ewiges Ruherecht hatten.

Das ehemalige Zuchthaus Hameln in den frühen 1960er-Jahren. Im Mittelgrund halb-links der 1821–1842 errichtete Gebäudebestand, halbrechts der 1866 fertiggestellte Zellenflügel, dazwischen die Kirche. Nach dem Umzug in die neuerrichtete »Jugendanstalt« in Hameln-Tündern 1980 wurden Zellenbau, Kirche u.a.m. abgerissen. In den verbliebenen Gebäuden entstand 1993 das Hotel »Stadt Hameln«. Foto: Stadtarchiv Hameln

Das Hotel »Stadt Hameln« vom Turm der
Münsterkirche

Eingangsbereich.
Fotos: Bernhard
Gelderblom, 2012



Nach dem Auszug der Jugendstrafanstalt, die 1958 bis 1980 in den alten Mauern bestand, wurde 1986 ein Großteil der Gefängnisgebäude abgerissen und die Fläche neu gestaltet. Im unter Denkmalschutz stehenden ältesten Gebäudebestand etablierte sich 1993 das Viersternehotel »Stadt Hameln«.

Lange erinnerte an diesem Gebäude nichts an die Vergangenheit des Ortes. Überlebende Häftlinge, aber auch Angehörige von Opfern fanden sowohl am Ort des Zuchthauses wie auf dem Friedhof alle Spuren getilgt. Wohin sollte jemand gehen, der hier gedenken und trauern wollte?

»Schritte zur Erinnerung«

Die historische Aufarbeitung des Themas begann in Gestalt mehrerer Vorträge des Verfassers Ende der 1990er-Jahre, als noch einige Zeitzeugen, insbesondere ehemalige Häftlinge, lebten. Von Beginn an war es das Ziel des Verfassers, persönliche Kontakte zu ehemaligen Gefangenen aufzubauen. Der erste wurde 2000 mit dem Belgier Gustave Vandepitte geknüpft, der am Todesmarsch nach Dreierbergen hatte teilnehmen müssen. Dadurch angeregt, legte Gustave Vandepitte ein Verzeichnis der westeuropäischen Gefangenen des Zuchthauses Hameln an. Im Juni 2001 stand er in seinem Heimatort Oostnieuwkerke zu einem Interview bereit.⁴ Ohne seine Vorarbeit wäre dieses Erinnerungsprojekt schwieriger zu realisieren gewesen.

Eine erste Ausstellung zum Thema »Das Zuchthaus Hameln in der NS-Zeit«⁵ konnte 2004 im Amtsgericht Hameln gezeigt werden. Bei der Eröffnung waren Angehörige von Opfern aus den Niederlanden anwesend.

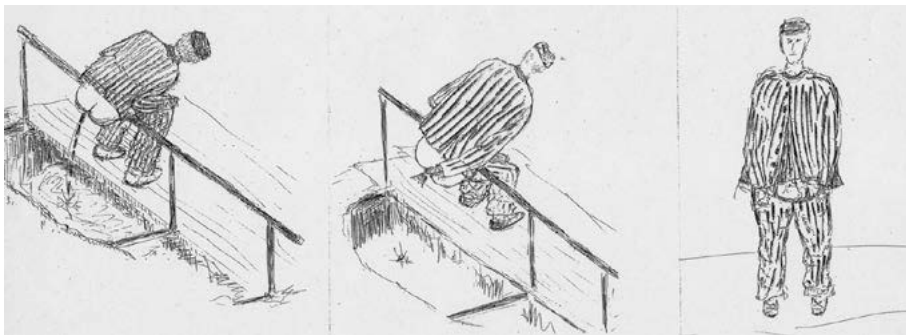
In den Folgejahren kamen mehr und mehr Kontakte zu ehemaligen Gefangenen oder deren Nachkommen und zu Angehörigen der Opfer⁶ zustande, insbesondere zu solchen aus den Benelux-Ländern. Dort ist das Bewusstsein, dass es sich bei Häftlingen von NS-Zuchthäusern um Opfer des NS-Regimes handelt, weit ausgeprägter als in Deutschland, wo eine unbefangene, nicht schambesetzte Annäherung an das Thema bis heute nicht oder nur schwer möglich ist.

Dem Zweiten Weltkrieg bzw. der deutschen Besatzung kommt bis heute in vielen europäischen Ländern eine herausragende Bedeutung zu, wenn es darum geht, die eigene Identität zu bestimmen. Das hat zur Folge, dass es auch im schon lange vereinten Europa noch immer tiefe Unterschiede in den jeweiligen nationalen »Basiserzählungen« über den Zweiten Weltkrieg gibt.

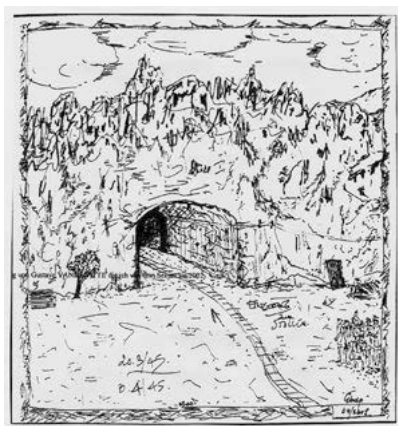
Im Gespräch mit den Angehörigen der zweiten und dritten Generation aus den Benelux-Ländern wurde deutlich, dass die Opfer, welche die NS-Verfolgungsstätte Zuchthaus Hameln gefordert hat, bis heute Leid verursachen und das Verhältnis zwischen den europäischen Nachbarn belasten. Jedes einzelne Haftschicksal brachte Angehörigen und Freunden Ungewissheit und Leid. Den Tod verschmerzten sie ein Leben lang nicht, zumal nicht selten ein Grab als Trauerort fehlte. Auf die Familien konnte sich der Verlust in Gestalt jahrzehntelangen Verstummens und Verdrängens auswirken.

Insgesamt kamen Angehörige von annähernd 20 Opfern aus den Niederlanden, Belgien und Luxemburg – aus Eigeninitiative oder auf Einladung – nach Hameln. Sie konnten unter Begleitung die Orte besuchen, wo ihre Väter und Großväter gelitten hatten.⁷

2005 erforschten Schüler des Hamelner Albert-Einstein-Gymnasiums unter Anleitung des Verfassers die Geschichte des 1976 eingeebneten ehemaligen Gräberfeldes der Zuchthaus Toten und machten das inzwischen verwilderte Feld durch eine »Geschichts- und Erinnerungstafel« kenntlich. 2006 richteten ausländische Jugendliche im Rahmen eines internationalen Workcamps des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge die Fläche wieder her.⁸



»Stockscheißen« und
»Eingang zum Stollen« –
Zeichnungen von Gustave
Vandepitte (Porträt 1943)
zur Situation im Zuchthausaußenlager Holzen
vom März 1945.
Alle Abbildungen: Sammlung Gustave Vandepitte



Die Ausstellung von 2004 und die Herrichtung des Gräberfeldes waren Schritte, die den Rat der Stadt 2006 endlich dazu bewogen, am Rande des ehemaligen Zuchthausgeländes auf städtischem Grund – nicht auf Hotelgelände – eine Erinnerungstafel für die Toten des Zuchthauses zu installieren. Seitdem gibt es in Hameln zwei Orte zum Gedenken und zur Information.

Mit welchen Schwierigkeiten sich die Erinnerungsarbeit dennoch auch in der Folgezeit konfrontiert sah, zeigte sich 2010/11. Schon seit Jahren warb das Hotel »Stadt Hameln«, das im ehemaligen Zuchthauskomplex liegt, mit der Veranstaltung sogenannter »Knastfeten«. Für 44 Euro bekamen Gäste als »Spezialprogramm« über viereinhalb Stunden »Preußischen Justizvollzug« serviert, Knastmenü, Knastgetränke und schwarz-weiß gestreifte T-Shirts inklusive. Nachdem Protestbriefe an die Oberbürgermeisterin der Stadt Hameln und an die Besitzerin des Hotels unbeantwortet geblieben waren, brachte erst ein Artikel in SPIEGEL ONLINE (»Hamelner Hotelkonzept – Partys im Nazi-Gefängnis«) vom 25. Mai 2011⁹ den Verzicht auf dieses makabre Treiben.

Im Zeitraum 2006 bis 2008 konnte in Zusammenarbeit mit Mario Keller-Holte und unterstützt von der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten anhand des im Hauptstaatsarchiv Hannover liegenden Bestands an Häftlingskarteikarten¹⁰ eine Personen-Datenbank erstellt werden. Sie enthält vielfältige Angaben über jeden der knapp 9700 Gefangenen, die im Zuchthaus Hameln im Zeitraum 1933 bis 1945 einsitzen mussten, und bildet eine überaus wertvolle Grundlage für die wissenschaftliche Erforschung der Hamelner Anstalt.

Die Mitarbeit an dem niederländischen Film »Nacht und Nebel«¹¹ brachte 2011 die Begegnung des Verfassers mit einem der wenigen noch lebenden Häftlinge, dem heute 92-jährigen Piet Mathijssen. Der Film beruht auf seinen Erinnerungen und auf Recherchen in der Gedenkstätte Kamp Haaren in den Niederlanden. Der Verfasser stellte Informationen und Materialien über das Zuchthaus Hameln, das Zuchthaus-Außenlager Holzen und den Todesmarsch Hameln-Holzen zur Verfügung. Seine Uraufführung fand der Film am 5. Mai 2012, dem Befreiungstag der Niederlande, in Roosendaal, der Heimatstadt Mathijssens, unter großer Anteilnahme der Bürgerschaft. Die deutsche Fassung wurde am 12. September 2013 in Hameln in Anwesenheit von Piet Mathijssen uraufgeführt.

Der Antrag an die EU

Wegen der hohen Zahl der Häftlinge und der Disparatheit der Insassen ist es in ehrenamtlicher Arbeit unmöglich, einen Überblick über alle Insassen des Zuchthauses Hameln zu gewinnen. So war es geboten, exemplarisch zu arbeiten. Die Datenbank ermöglichte, Häftlingsgruppen zahlenmäßig zu erfassen. Hier bot sich zur vertieften Bearbeitung eine Gruppe an, die von der Größe her noch einigermaßen überschaubar war: die Häftlinge aus den Benelux-Staaten, zumal zu mehreren Angehörigen bereits intensive Beziehungen bestanden.

Aus den Niederlanden stammten 285, aus Belgien 462 und aus Luxemburg 114 Männer. Was sind die besonderen Merkmale dieser über 800 Männer umfassenden Gruppe? Die Mehrheit war wegen politischen Widerstands gegen die deutsche Besatzung verurteilt worden, nicht wenige von ihnen zum Tode.¹²

Von dieser Häftlingsgruppe starben in Hameln, auf Todesmärschen und nach ihrer Verschubung 212 Männer. Die im Vergleich mit anderen Häftlingsgruppen erschreckend



Das Gräberfeld nach
der Einebnung 1985



Jugendliche des inter-
nationalen Workcamps
am 16. August 2006



Das Gräberfeld nach
der Wiederherrichtung.
Fotos:
Bernhard Gelderblom
(2005–2007)



Die Gedenktafel für
die Toten des Zucht-
hauses Hameln.
Foto: Bernhard
Gelderblom, 2007

hohe Todesrate hat mehrere Gründe. Die Benelux-Häftlinge kamen zumeist Ende 1944, also erst zu einer Zeit nach Hameln, als sich die Haftbedingungen dramatisch verschlechtert hatten. Unter den Häftlingen aus den Niederlanden und Belgien befanden sich auch zum Tode verurteilte »Nacht und Nebel«-Häftlinge. Die Benelux-Häftlinge gerieten in die Phase der Kriegsendzeitverbrechen und wurden beim Herannahen der Alliierten überdurchschnittlich häufig auf Todesmärsche gezwungen. Deswegen ist zusätzlich von einer bedeutenden Zahl unbekannter Toter auszugehen.

Bei der Suche nach finanzieller Förderung eines Forschungsprojekts bot es sich an, einen Antrag beim EU-Programm »Europa für Bürgerinnen und Bürger« zu

stellen.¹³ Bestandteil des Programms ist die »Aktion 4 – Aktive europäische Erinnerung«, welche die Förderung von Projekten zum Gedenken an die Opfer des Nationalsozialismus und des Stalinismus beinhaltet.¹⁴ Sie will dafür sorgen, dass die Lehren aus der Vergangenheit auch von künftigen Generationen verstanden werden. Zentral ist das Bemühen, die unterschiedlichen nationalen Erinnerungs- und Gedenkkulturen zu »europäisieren«. Bisher ist die europäische Erinnerungslandschaft sehr heterogen. Für einen gelingenden Integrationsprozess ist aber ein gemeinsames europäisches Gedächtnis zwingend.

Im Blick auf die Anforderungen des EU-Projekts schien die Beschäftigung mit der Gruppe der Benelux-Häftlinge im Zuchthaus Hameln besonders geeignet zu sein. Für Bürger aus den Benelux-Staaten birgt das Projekt die Chance, die Schicksale ihrer Angehörigen auch in Deutschland angemessen gewürdigt zu wissen. Ehemalige Gefangene und ihre Angehörigen erfahren bei Besuchen in Hameln, dass die Zuchthausgefangenen als NS-Opfer begriffen werden und um die authentischen Orte eine Erinnerungskultur entstanden ist. Für Deutsche bedeutet das Projekt einen neuen Zugang zu den in der NS-Zeit in deutschem Namen begangenen Verbrechen. Die Konfrontation mit ausländischen NS-Justizopfern bzw. ihren Angehörigen gibt der regionalen Erinnerungskultur neue Impulse.

Der im September 2012 bewilligte Antrag trug den Titel: »Bürger aus den Benelux-Staaten als NS-Verfolgte im Zuchthaus Hameln 1942–1945 – Forschen und Dokumentieren – Erinnern und Gedenken im Dialog mit den Opfern, ihren Angehörigen und Nachkommen nach 70 Jahren«.

Träger des Projekts war der Verein für regionale Kultur- und Zeitgeschichte Hameln, die Realisierung lag in den Händen von Bernhard Gelderblom und Mario Keller-Holte. Neben der EU förderten auch die Stiftung niedersächsische Gedenkstätten und – zu einem kleineren Teil – den genannten Verein.¹⁵

Die Durchführung

Das recht komplexe Projekt wurde im Zeitraum 1. Januar 2013 bis 30. Juni 2014 durchgeführt.

Die wichtigsten Arbeitsschritte im Zusammenwirken mit Benelux-Bürgern waren:

- Gespräche mit ehemaligen Häftlingen und mit Familien von NS-Verfolgten, die in Hameln ums Leben gekommen sind
- Suche nach Spuren, welche die NS-Verfolgten vor Ort und in Archiven hinterlassen haben, um ihre Verfolgungsschicksale rekonstruieren zu können
- Betreuung von Besuchen Angehöriger aus Benelux-Ländern in Hameln und Holzen
- Anstöße zur Erinnerungsarbeit durch Angehörige aus den Benelux-Ländern

Die wichtigsten Arbeitsschritte auf deutscher Seite waren:

- Einladung des ehemaligen Häftlings Piet Mathijssen nach Hameln im September 2013 mit umfangreichem Besuchsprogramm
- Betreuung von Schulprojekten am Albert-Einstein-Gymnasium Hameln zum Thema »Das Zuchthaus Hameln als NS-Verfolgungsstätte« und zur Gestaltung des Gräberfelds der Zuchthausopfer auf dem Hamelner Friedhof Am Wehl
- Schritte zur Gestaltung des Gräberfelds der Zuchthausopfer auf dem Hamelner Friedhof und Vorarbeiten zu seiner Anerkennung als »Kriegsgräberstätte«

Einzelne »Schritte zur Erinnerung« seien hervorgehoben:

Im Herbst 2013 kam der damals 91 Jahre alte ehemalige Häftling Piet Mathijssen mit seinem ältesten Sohn zu einem umfangreichen viertägigen Programm nach Hameln. So sprach er mit einer Schülergruppe, erlebte in einer Veranstaltung mit Bürgern der Stadt die Uraufführung der deutschen Fassung »seines« Films, besuchte die Orte der Verfolgung, insbesondere die Stationen des Todesmarsches, und wurde von der Bürgermeisterin empfangen (vgl. die Abbildungen S. 46 oben).

Drei mehrtätige Interviewreisen, je eine in die Niederlande, nach Belgien und nach Luxemburg, brachten erschütternde Begegnungen mit Angehörigen. Drei Beispiele:

- Eine Niederländerin, deren Mutter, Vater und Großvater in NS-Haft saßen und deren Großvater in Hameln starb, geht mit ihrem Familienschicksal an die Öffentlichkeit und hat mehrere Artikel in der Zeitschrift der »Vereniging Kinderen van Verzetdeelnemers 1940–1945« (= Vereinigung der Kinder der Widerstandskämpfer) veröffentlicht. Sie selbst war inzwischen drei Mal in Hameln zu Besuch.
- Eine Luxemburger Familie, die zwei Opfer (Vater und Sohn) in Hameln zu beklagen hat und deren Mutter ebenfalls in Deutschland inhaftiert war, hat bisher die Erinnerung an das Geschehen als zu gefährlich, als zerstörend verdrängt. Nur eine Enkelin hat den Schritt getan, die Verfolgungsorte in Hameln zu besuchen und sich Gesprächen geöffnet. Beim Besuch in Luxemburg war dann aber auch ihre Mutter bereit, mit den Ausstellungsmachern zu sprechen (vgl. die Abbildungen S. 46 unten).
- Eine weitere niederländische Familie, die den Tod des Vaters auf dem Todesmarsch nach Dreibergen und das Fehlen eines Grabes zu beklagen hat, hat über Jahrzehnte Deutschland und die deutsche Sprache gemieden. Erst vor wenigen Jahren hat sie sich an die Erforschung des Schicksals des Vaters gemacht. Angestoßen durch das Hamelner Erinnerungsprojekt unternahm die Familie Ostern 2014 einen einwöchigen »Memorial-March« zu den Stätten der Verfolgung (vgl. die Abbildungen S. 47).

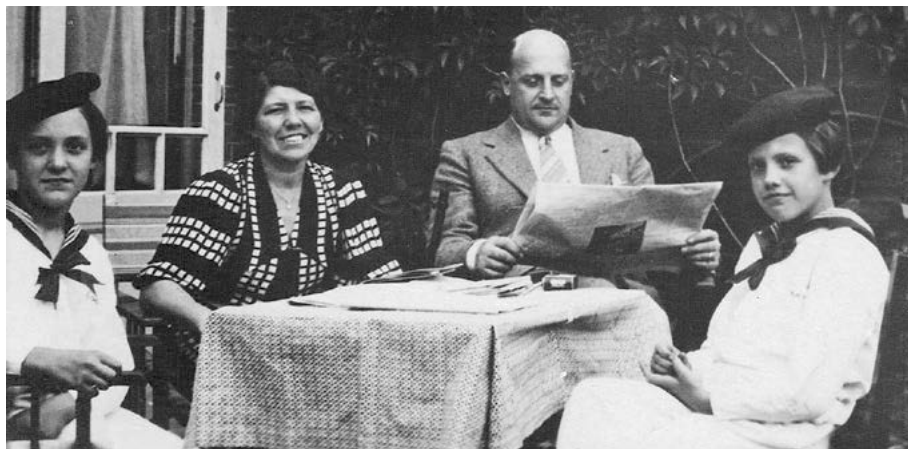


Besuch des ehemaligen
Häftlings Piet
Mathijssen in Hameln.

oben: Deutsche
Fassung des Films
»Nacht und Nebel –
Die Geschichte
meines Opas«
oben rechts: Urauf-
führung des Films am
11. September 2013
rechts: im Gespräch
mit einer Schüler-
gruppe des Albert Ein-
stein-Gymnasiums am
12. September 2013.
Fotos: Gelderblom/Kiel



Germaine Schæger-
Mathias mit ihrer
Tochter Marie-Claire
beim Interview am
6. Juli 2013 in Luxem-
burg. Foto:
Bernhard Gelderblom



Marius Jonker Roelants
mit seiner Familie 1936,
links Tochter Anneke.
Foto: Maarten Geerdes



Anneke Geerdes
(rechts) mit ihrem Sohn
Maarten (links) am
27. April 2013 beim
Interview in ihrer
Wohnung in Schiedam.



Die Generation der
Enkel und Urenkel im
Rahmen ihres »Marius-
Memorial-March« am
19. April 2014 auf dem
Weg zum Zuchthaus-
außenlager Holzen.
Fotos:
Bernhard Gelderblom

Vor der Eröffnung
der Ausstellung:
Die Gäste aus den
Niederlanden an der
Gedenktafel für die
Opfer des Zuchthauses



links: Carla van den
Hout bei ihrer Rede
während der Eröffnung
rechts: Maarten
Geerdes an der
Ausstellungstafel für
seinen Großvater.
Fotos:
Joachim Schween



Im Frühjahr 2014 präsentierte das Seminarfach Kunst des Albert-Einstein-Gymnasiums Hameln 17 Modelle für eine Neugestaltung des Gräberfelds der Zuchthausopfer. Die Modelle standen im Mittelpunkt einer Ausstellung, die unter dem Titel »Unbeweint begraben ...« die schwierige Geschichte des Gräberfeldes schilderte.¹⁶ Am 1. April 2014 beschäftigte sich eine Jury mit den Entwürfen der Schüler, zog drei Modelle in die engere Wahl und vergab den ersten Preis an die Arbeit von Svenja Broska.

Am 19. Juni 2014 schließlich wurde die Ausstellung »Schritte zur Erinnerung nach 70 Jahren – Bürger aus den Benelux-Staaten als NS-Verfolgte im Zuchthaus Hameln 1942–1945« in der Münsterkirche der Stadt Hameln feierlich eröffnet. Vierzehn Angehörige waren aus den Niederlanden angereist. Zur Eröffnung sprachen u.a. die Kultusministerin des Landes Niedersachsen und zugleich Vorsitzende des Stiftungsrats der Stiftung niedersächsische Gedenkstätten, Frauke Heiligenstadt, und die Oberbürgermeisterin der Stadt Hameln, Susanne Lippmann. Besonders eindrucksvoll waren die beiden Reden von Angehörigen: Carla van den Hout sprach für ihren Großvater Johannes Allers, Maarten Geerdes für seinen Großvater Marius Jonker Roelants.¹⁷

In den nächsten Wochen reisten weitere Angehörige und andere Interessierte vor allem aus Belgien an. Besonders zahlreich trugen sich in Hameln weilende niederländische Touristen in das Gästebuch der Ausstellung ein.

Folgewirkungen

Für die Hamelner Erinnerungskultur hat das Projekt einen nachhaltigen Anstoß gebracht. Die Dokumentation des Verfassers¹⁸ »Die vergessenen NS-Opfer des Zuchthauses Hameln auf dem Gräberfeld C I des Friedhofes Am Wehl« vom Februar 2014 stellte alle Informationen zusammen, die erforderlich sind, um das Gräberfeld als »Kriegsgräberstätte« anzuerkennen. Diesen Antrag hat die Stadt Hameln inzwischen beim niedersächsischen Ministerium für Inneres und Sport mit Erfolg gestellt. Nachdem die Anerkennung erfolgt ist, stehen Bundesmittel zur Verfügung, die nicht nur eine regelmäßige Pflege, sondern auch eine Neugestaltung des Gräberfeldes ermöglichen. An der Umsetzung des ausgewählten Modells von Svenja Broska – vermutlich 2016 – will sich auch die Stadt Hameln finanziell beteiligen.

Die Wanderausstellung

Die Ausstellung¹⁹ bildet den Abschluss des Erinnerungsprojektes und präsentiert seine wichtigsten Ergebnisse. Ihre Erarbeitung erfolgte im Dialog mit den Opfern, ehemaligen Häftlingen und den Angehörigen zu Tode gekommener Häftlinge. Am Beispiel von neun Biografien – vier Niederländer, zwei Belgier, drei Luxemburger – entfaltet sie die schmerzvolle Geschichte der »Verfolgung« durch das NS-Regime und den mühseligen Prozess der »Erinnerung«. Jedes Schicksal wird unter diesen beiden Überschriften dargestellt. Jeder Nation ist eine Tafel vorangestellt, welche die Spezifika der deutschen Besatzung erläutert.

Einführende Tafeln befassen sich mit der Situation im Zuchthaus Hameln und im Außenlager Holzen in den letzten Kriegsmontaten, Hamelns Rolle als Ziel großer Räumungstransporte aus dem Westen und mit den vier Todesmärschen, die von Hameln ausgingen. Am Schluss stehen Tafeln, die sich den Bestattungen der Opfer, den Schülarentwürfen für die Neugestaltung des Gräberfelds der Opfer und den Namen der 212 Toten widmen.

Die Ausstellung ist zweisprachig (deutsch und englisch). Eine Übersetzung ins Niederländische liegt in Form einer Broschüre ebenfalls vor. Die Ausstellung ist als Wanderausstellung konzipiert.²⁰ Die erste Station in einem der Benelux-Länder ist die Gedenkstätte »Kamp Haaren«, Niederlande. Dort wurde die Ausstellung am 9. Mai 2015 eröffnet. Weitere Stationen sind Leuven (Belgien ab 21. Oktober 2015 sowie 2016 die Gedenkstätte Esterwegen und Augustaschacht (Osnabrück).

Bernhard Gelderblom, bis 2006 als Lehrer für evangelische Religion, Geschichte und Politik am Albert-Einstein-Gymnasium in Hameln tätig, hat sich intensiv mit der jüdischen und der NS-Geschichte der Region beschäftigt.



Svenja Broska am 24. April 2014 bei der Präsentation ihres Modells auf dem Gräberfeld der Zuchthausopfer auf dem Friedhof Am Wehl.
Foto: Bernhard Gelderblom



Ausstellungsfafel zu dem Belgier Ort de Pauw

- 1 Vgl. Bernhard Gelderblom, Vom Karrengefängnis zur Jugendanstalt. Über 300 Jahre Strafvollzug in Hameln, Holzminden 2009, S. 4–7
- 2 BArch Berlin R 3001/10037, Justizministerium, betr. Die Oberbeamten beim Strafgefängnis Hameln, Febr. 1920 bis Dez. 1938
- 3 Vgl. www.geschichte-hamelnde/gedenkbuch: Die Dokumentation der Opfer der NS-Herrschaft in der Stadt Hameln und im Landkreis Hameln-Pyrmont. Die Opfer unter den Gefangenen des Zuchthauses Hameln. Bei der Ermittlung der Zahl der Opfer müssen wir berücksichtigen, dass einigen Gefangenen die Flucht gelang, andere irgendwo krank oder tot zurückblieben. Namentlich nachweisen lassen sich bisher 19 Tote; weitere zwölf sind als »unbekannte« Opfer des Marsches verbürgt.
- 4 www.euprojekt-zuchthaus-hamelnde
- 5 www.gelderblom-hamelnde
- 6 Insbesondere die Webseite zum Zuchthaus Hameln (www.gelderblom-hamelnde) mit den Namen der Opfer brachte Kontakte zu Angehörigen.
- 7 Das Gelände des Zuchthausaußenlagers Holzen liegt versteckt und ohne Kennzeichnung in einem Waldgelände. Der Stollenmund des Bergwerks, in dem die Holzener Häftlinge unter mörderischen Bedingungen arbeiten mussten, darf nicht betreten und besichtigt werden.
- 8 www.gelderblom-hamelnde und www.geschichte-hamelnde
- 9 SPIEGEL ONLINE, 25. Mai 2011
- 10 Hauptstaatsarchiv Hannover, Bestand Hann. 86 Hameln Acc. 143/90 Strafanstalt Hameln 1801–2001. Die zum Teil sehr umfangreichen Häftlingspersonalakten wurden in Einzelfällen herangezogen.
- 11 www.euprojekt-zuchthaus-hamelnde
Den 40 Minuten langen Film produzierten die Journalistin Astrid van Unen und der Filmemacher und Kameramann Mehmet Ülger (beide Amsterdam). Das niederländische Original trägt den Titel »Nacht und Nebel. Het verhaal van mijn opa« und ist erschienen bei u-producties (www.u-producties.nl). Die deutsche Fassung unter dem Titel »Nacht und Nebel. Die Geschichte meines Opas« ist über den Verein für regionale Kultur- und Zeitgeschichte Hameln e.V. zu beziehen.
- 12 BArch R 3001 Nr. 24045, Zuchthausdirektor Stöhr an RMJ Berlin am 29. 10. 1942. Durch ein Abkommen zwischen dem Oberkommando der Wehrmacht und dem Reichsjustizministerium wurden ab Mai 1942 Verurteilte der besetzten Gebiete auch in Strafanstalten auf deutschem Gebiet gebracht. In Hameln wurde eigens eine Abteilung für Gefangene mit Straftaten gegen das Reich oder die Besatzungsmacht in den besetzten Gebieten eingerichtet.
- 13 Für nähere Informationen vgl. die Webseite: ec.europa.eu/citizenship
- 14 Für nähere Informationen vgl. die Webseite: eacea.ec.europa.eu
- 15 Förderhöhe: EU 23 000 Euro, Stiftung niedersächsische Gedenkstätten 9000 Euro, Eigenmittel des Vereins 1000 Euro
- 16 www.euprojekt-zuchthaus-hamelnde
- 17 Alle Reden unter www.euprojekt-zuchthaus-hamelnde
- 18 www.euprojekt-zuchthaus-hamelnde
- 19 Die Ausstellung ist im Web zu sehen unter www.euprojekt-zuchthaus-hamelnde
- 20 Technische Daten: Die Ausstellung umfasst 29 Tafeln im Format 80x200 cm. Die Tafeln sind als »Roll-Ups« gestaltet, sodass die Ausstellung mühelos auf- und abzubauen und zu transportieren ist.

Digitales Lernen ermöglichen

ERSTE ÜBERLEGUNGEN FÜR EIN OPEN-SOURCE-APP-PORTAL
FÜR GEDENKSTÄTTEN UND ERINNERUNGSORTE

Hanna Huhtasaari und Fabian Müller

1 Ausgangslage

Bereits seit geraumer Zeit beeinflusst die Entwicklung von Neuen Medien die historisch-politische Bildung. Lehr- und Lernprozesse verändern sich, eine Vielfalt an Möglichkeiten entsteht. Insbesondere für die Generation der Jugendlichen ist die Nutzung mobiler Endgeräte im Alltag unverzichtbar geworden, sei es zur Informationsbeschaffung, zur Kommunikation, zur Unterhaltung, zum Lernen oder auch zur Erkundung von Museen und Ausstellungen. Über das Anwendungsgebiet in Gedenkstätten ist auch im GedenkstättenRundbrief schon mehrmals berichtet worden, zuletzt mit dem Beitrag von Kristina Pavićević und Eric Sommer über Apps für Gedenkstätten im GedenkstättenRundbrief Nr. 178.

Wenngleich sich die schulische Bildung nur zögerlich für neue Wege öffnet, so entstanden in den vergangenen Jahren dennoch zahlreiche Projekte und Formate, die dieser Entwicklung Rechnung tragen und mobiles Lernen unter Beachtung medienpädagogischer Grundsätze in schulische und außerschulische Lernprozesse integrieren. Auch die diesbezügliche Forschung nimmt in den letzten Jahren an Fahrt auf. Stellvertretend seien hier das Pilotprojekt »App in die Geschichte«¹ sowie die Publikationen »Digital Past«, Geschichtslernen im digitalen Zeitalter² und »Mobiles Lernen mit dem Handy«³ genannt. Ein erstes Handbuch zur digitalen Geschichtsdidaktik im schulischen Kontext wird im nächsten Jahr erscheinen.⁴ Der aktuelle Stand der Fachdiskussion zum Thema Geschichtslernen mit digitalen Medien kann unter anderem auch auf mehreren Blogs nachverfolgt werden.⁵ Obwohl der Begriff »digitale Geschichtsdidaktik« in der Fachdidaktik noch umstritten und keinesfalls etabliert ist, werden Begriffe und Konzepte zum digitalen Geschichtslernen⁶ und mobilen historischen Lernen zunehmend geläufiger. Der Begriff der »Digitalen Geschichtsdidaktik« schließt bereits den Bereich der Erinnerungskultur mit ein: »Digitale Geschichtsdidaktik ist ein integraler Bestandteil der Geschichtsdidaktik und beschäftigt sich mit den Bedingungen und Auswirkungen des digitalen Wandels auf das Geschichtsbewusstsein, historisches Lernen, Geschichts- und Erinnerungskultur.«⁷

Die gewählte Begriffsbreite erscheint schlüssig, denn der digitale Wandel hat unbestreitbar auch Folgen für die Erinnerungskultur in Deutschland und die pädagogische Arbeit an den Gedenkstätten. Die sich durch die sozialen Medien ergebenden Chancen werden seitens der Gedenkstätten kontrovers diskutiert und mündeten bereits in ersten sichtbaren Angeboten.

Ein kleiner, aber sichtbarer Teil dieser Entwicklung ist die zunehmende Aktivität der Gedenkstätten im Internet nicht nur mittels Homepages, sondern auch in sozialen Netzwerken, hier können beispielsweise die Gedenkstätte Auschwitz, das Max-Mannheimer-Studienzentrum Dachau oder das Anne-Frank-Zentrum in Berlin angeführt werden. Auch Mitarbeitende von Gedenkorten oder Geschichtsdidaktiker sind im Netz mit eigenem Profil präsent. Parallel dazu werden seitens verschiedener Anbieter politisch-historischer Bildung immer mehr pädagogische Materialien (etwa Arbeitsblätter

oder auch ganze Unterrichtsentwürfe und Arbeitshefte) als sogenannte »open educational resources« (OER)⁸ online bereitgestellt sowie parallel auch neue Fortbildungsformate, sogenannte Webinare⁹, angeboten. Beispielhaft sei hier die Web-App zur Vorbereitung des Gedenkstättenbesuchs mit Schulklassen der KZ-Gedenkstätte Neuen-
gamme angeführt, die die betreuenden Lehrkräfte bereits im Vorfeld mit einer Vielzahl an Informationen und Materialien versorgt¹⁰. Eine weitere App zum Lagergelände und zu den Ausstellungen ergänzt das Angebot. Erste OER-Portale sind veröffentlicht und weitere sind in den Startlöchern. Ein erster Bund-Länder-Bericht von Kultusministerkonferenz und Bundesforschungsministerium zu OER ist kürzlich erschienen.

Das größte Potenzial zur Nutzung Neuer Medien besteht jedoch beim Gedenkstättenbesuch selbst, unabhängig davon, ob Gelände und Ausstellungen alleine oder in Begleitung von Pädagogen erkundet werden. Hier ist zwischen verschiedenen Dimensionen zu unterscheiden, die jedoch erhebliche Überschneidungspunkte aufweisen.

Zunächst ist die Dimension der Orientierung zu nennen. Während bei Geländeplänen, Tafeln und auch herkömmlichen Audioguides bisher über Nummern, Farben, Pfeile oder Ähnliches navigiert wurde, besteht bei Applikationen für Smartphones oder Tablets ebenso wie bei Multimedia-Guides die Möglichkeit, via GPS oder W-LAN zu navigieren und eine Information bzw. ein Exponat mit einer Position oder Wegführung zu verbinden und falls gewünscht, mehrere Positionen zu einem Rundgang zu verbinden. Historische Fotos, Ereignisse oder Erzählungen können auf diese Weise im Gelände verortet werden, ein Vergleich zwischen Vergangenheit und Gegenwart kann zum Beispiel durch Überblendung von Fotos erfolgen.

Des Weiteren wird die Dimension der Information angeführt. Durch die Nutzung elektronischer Medien können Informationen in großem Umfang auf sehr geringem Platz gespeichert werden. Während die Übersetzung einer Ausstellung in eine Fremdsprache erheblichen Platz benötigt, können mittels einer elektronischen Anwendung dieselben Inhalte problemlos für verschiedene Fremdsprachen, Bildungsgrade und Altersstufen bereitgestellt werden. Größere Quellenbestände und Datenbanken können zum Beispiel via Touch-Terminals auf engem Raum zugänglich gemacht werden. Im Freigelände können dezent angebrachte »Quick Response«-QR-Codes bestehende Informationssysteme ergänzen. Insbesondere für Individualbesucherinnen und -besucher bietet sich hier ein Mehrwert gegenüber bisher bestehenden Informationsangeboten.

Auf der Ebene der Vermittlung in geführten Kontexten können multimediale Lernanwendungen die Arbeit des pädagogischen Fachpersonals unterstützen, jedoch keinesfalls ersetzen. Hier soll es nicht darum gehen, Altbewährtes gegen Neues auszutauschen oder gegeneinander auszuspielen. Vielmehr bietet sich die Chance, verschiedene bereits eingeführte Formate und Methoden weiterhin anzuwenden, jedoch die Vorteile der neuen technischen Möglichkeiten anlassbezogen mit einzubinden, um Verbesserungen zu erreichen. Synergien zwischen »alten« und »neuen« Medien ergeben sich unter anderem in den Bereichen Erkundung, Analyse und Präsentation. Nicht zuletzt können auch die Pädagoginnen und Pädagogen bei ihrer alltäglichen Arbeit von der Nutzung profitieren, zum Beispiel durch Mitführen eines Tablets beim Geländerundgang. Der mobile elektronische Zugriff auf Quellen jeglicher Art erspart nicht nur das Mitführen von Folienmappen und Ähnlichem, sondern ermöglicht auch spontane Variation im angedachten pädagogischen Programm, das schnelle Nachschlagen von Biografien und Definitionen und vieles mehr.



App in die Geschichte – die App zum mobilen Geschichtslernen

Neu: App-Video

Im Archiv befinden sich rund 80.000 digitalisierte Quellen. Suche im Archiv nach Quellen aus deiner Stadt. Analysiere sie mit den Werkzeugen der App und erzähle die Geschichte deines Ortes!

ZUM ARCHIV



Entdecken

Suche die Orte, an denen die digitalisierten Fotos aus den Archiven aufgenommen wurden. Mache eigene Fotos wie die Orte heute aussehen, lege sie hoch und verorte sie auf einer Karte.



Entschlüsseln

Bringe die digitalisierten Archivalien zum Sprechen: Beobachte genau, was zu sehen ist, vergib Schlagworte und analysiere die Bilder mit Hilfe digitaler Werkzeuge.



Erzählen

Nutze die Möglichkeiten der multimedialen Zeitzeugen, um Geschichte zu erzählen. Du kannst allein oder mit anderen Texte schreiben, Audiodateien aufnehmen und Videos einbetten.

Durch die Bereitstellung digitaler Anwendungen wird das Ziel der bestmöglichen Integration verschiedener Besuchergruppen in der Gedenkstätte unterstützt. Informationen können in verschiedenen Formaten bereitgestellt werden (ein Zeitzeugeninterview zum Beispiel als Text-, Audio- und Video-Datei), Lautstärken, Schrift- und Bildgrößen sowie Komplexität der Inhalte lassen sich individuell auswählen, die Orientierung vor Ort wird erleichtert.

Auch die Dimension der Organisation sollte nicht vernachlässigt werden. Viele Gedenkorte verfügen nicht über die notwendigen Personalressourcen, um Verleih und Wartung eines Audioguide-Systems zu übernehmen. Wird für Besucherinnen und Besucher jedoch eine App für ihr eigenes mobiles Endgerät bereitgestellt, entfällt die Notwendigkeit, ein eigenes Hardwaresystem zu unterhalten. Darüber hinaus bietet eine App den Vorteil, dass Inhalte oder ganze Module jederzeit vom Computer aus ergänzt und verändert werden können, was sich bei traditionellen Ausstellungen oder Infosystemen oftmals aufwendig gestaltet.

Zum Schluss soll auch der Aspekt der Evaluation beleuchtet werden. Falls seitens der Institution gewünscht, können Download- und Zugriffszahlen, unter Umständen auch Verweildauern dokumentiert und ausgewertet werden. Die dadurch gewonnenen Erkenntnisse können zum Beispiel bei der Neukonzeption von Inhalten und Hinführungen hilfreich sein.

Dennoch besteht weitestgehend Konsens, dass die verstärkte Nutzung Neuer Medien nicht dazu führen darf, dass bestehende konventionelle Angebote abgebaut werden. Vielmehr sollte den Besucherinnen und Besuchern die größtmögliche Auswahl an Erkundungsmöglichkeiten geboten werden.

Das Häftlingslager



A: Appellplatz

B: Häftlingsbaracken

C: Häftlingsküche

D: Arrestbunker

E: Krematorium

F: Krankenbaracken

G: Zaun

H: Steinhaus I

2 Handlungsbedarf

Trotz der unbestreitbaren Vorteile und der zahllosen Möglichkeiten bei der Nutzung mobiler Lernanwendungen wird der Aufwand für einen eigenen Multimedia-Guide bzw. eine App-Lösung, die didaktische Elemente oder gar Augmented-Reality-Anwendungen integriert, auch künftig nur für große Museen und Gedenkstätten finanzierbar und umsetzbar sein. Während die größeren Gedenkstätten bereits über erste Apps verfügen oder aktuell solche erarbeiten (so unter anderem die Web-App der Gedenkstätte Neuengamme oder die Tabletanwendung zur Orientierung im Lagergelände Bergen-Belsen), verfügt die Vielzahl an mittleren und kleineren Lernorten, die zum Teil von ehrenamtlichem Personal betrieben werden, weder personell noch finanziell über die notwendigen Ressourcen, ein solches System zu konzipieren und dauerhaft zu unterhalten.

Dennoch erachten wir es für wichtig, auch an diesen Lernorten Möglichkeiten der Nutzung digitaler Medien und mobilen Lernens zu eröffnen. Zu bedenken ist hierbei, dass bei aller Heterogenität der Gedenkstättenlandschaft in Bezug auf die Neuen Medien oftmals ähnliche Wünsche bestehen, beziehungsweise auf technischer Ebene gleiche Leistungen zu erbringen sind. Während die großen Gedenkorte aufgrund ihrer zahlreichen Spezifika bezüglich Gebäuden, Gelände, Ausstellungen und Besucherstruktur eher auf Individuallösungen setzen und finanziell wie personell über

mehr Ressourcen verfügen, könnten für die kleineren Gedenkorte auf einfacherem Level zunächst problemlos gemeinschaftlich finanzierte identische Module zur Anwendung kommen, die mit überschaubarem Aufwand ortsspezifisch angepasst werden können. Bei maximaler Ausnutzung möglicher Synergieeffekte reduzieren sich die Kosten für den einzelnen Gedenkort deutlich.

Nicht nur aus Kostengründen bietet sich eine Zusammenarbeit mehrerer Gedenkorte bei diesem Thema in besonderem Maße an. Ein gemeinsames App-Projekt auf Open-Source-Basis führt dazu, dass alle beteiligten Gedenkorte ihre Kompetenzen, Erfahrungen und Ideen in den Entwicklungs-

prozess einbringen können. Alle Gedenkstätten, die das entstehende System nutzen, arbeiten mit identischem Editor, besuchen identische Schulungsveranstaltungen und nutzen Hosting- und Supportdienstleistungen gemeinschaftlich. Zusammen sichern sie die kontinuierliche Weiterentwicklung des Systems und profitieren wechselseitig von Investitionen der anderen Partner.

Nachdem sich diese Idee, die im Laufe des letzten Jahres in zahlreichen Gesprächen entstand, konkretisierte, fand am 11. und 12.11.2014 in Mainz ein interdisziplinärer Workshop des ThinkTanks mobiles historisches Lernen¹¹ statt, der dazu dienen sollte, Bedürfnisse und Möglichkeiten zu eruieren, Synergien zu entdecken und den weiteren Weg hin zu einer gemeinsamen App-Entwicklung abzustecken. Auf Einladung des ThinkTanks mobiles historisches Lernen nahmen u.a. Vertreterinnen und Vertreter der Gedenkstättenreferate der Landeszentralen aus Rheinland-Pfalz, Baden-Württemberg und Hessen sowie weitere Expertinnen und Experten, die mobile Lernanwendungen bereits nutzen und zum Teil auch selbst mitentwickelt haben, an dem Workshop teil.



Ansicht im
Geländeguide, Appell-
platz des Sternlagers
im virtuel reality mode.
Foto: Stiftung nieder-
sächsische
Gedenkstätten



Der Geländeguide unterstützt die Verortung historischer Zeichnungen in der Struktur des ehemaligen Lagers.
Foto: Ruth Pope, Stiftung niedersächsische Gedenkstätten

Dabei standen zunächst einmal vor allem technische Fragen im Mittelpunkt: Welche technischen Anforderungen und Tücken stecken in der Entwicklung von Open-Source-Editoren? Welche Standards gibt es, und welche müssen noch entwickelt werden? Wie können Module kompatibel programmiert werden? An welche bestehenden Konzepte ließe sich anknüpfen? Gibt es derzeit schon Open-Source-Konzepte und Netzwerke von Programmierern, die sich auf einen gemeinsamen Programmierstandard und definierte Schnittstellen (APIs, »application programming interface«, wörtlich »Anwendungsprogrammierschnittstelle«) für die Programmierung von mobilen Anwendungen einigen.



Susanne Christensen, Überlebende der KZ Bergen-Belsen, im Bereich des ehemaligen Ungarnlagers. Hier verknüpfen sich Landschaftsgestaltung und Geländeguide.
Foto: Jesco Denzel, Stiftung niedersächsische Gedenkstätten

3 Das Konzept

In mehreren Arbeitsgruppen und Diskussionsrunden konkretisierte sich durch die interdisziplinäre Zusammenarbeit des Expertenkreises schrittweise ein grobes Konzept, welches sich derzeit im Stadium der detaillierten Ausarbeitung befindet. Im Detail befassen sich die Kleingruppen sowohl mit organisatorischen, strukturellen und finanziellen, als auch mit technischen, inhaltlichen sowie didaktischen Fragestellungen.

Aktuell wird an einem Prototyp gearbeitet, um konkret an Beispielen die technischen, aber auch pädagogisch-didaktischen Fragen durchzuarbeiten. Es wird angestrebt, noch im kommenden Jahr eine vereinfachte Testversion an zwei verschiedenen Gedenkorten im Südwesten Deutschlands zu präsentieren, um sowohl die Leistung des Editors als auch die Funktionalität verschiedener Module erproben zu können.

Ziel ist es, die Programmierung bzw. Überarbeitung und Anpassung eines möglichst einfach gehaltenen Editors zu beauftragen, welcher so angelegt werden soll, dass sämtliche beteiligten Institutionen auf demselben redaktionellen Standard arbeiten können und keine allzu großen Content Management System (CMS-) Kenntnisse für die redaktionellen Userinnen und User des Systems vorausgesetzt werden. Darüber

hinaus werden zunächst einige Grundmodule entwickelt, die für zahlreiche Gedenkorte von Belang sind (zum Beispiel ein geführter Rundgang mit Quelleneinbindung, Glossar, Kartentools, Datenbanken, Besuchernavigation). Hierbei soll geprüft werden, ob bereits getätigte Vorentwicklungen verschiedener Initiativen und Projekte integriert werden können. Die Grundidee ist es, bestehende Projekte, die bereit sind, ihren Quellcode freizugeben und auf der Basis der Idee von Open Source zu arbeiten, zu identifizieren, einzubinden und mit diesen zusammenzuarbeiten. Die Kosten für Anpassung und Implementierung vor Ort tragen die beteiligten Gedenkorte. Nach Abschluss der Testphase wird das System auf Basis der gewonnenen Erkenntnisse weiterentwickelt und durch weitere Module ergänzt. Von vornherein soll die Vermittlung, das heißt die digitale Geschichtsdidaktik, mitgedacht werden.

4 Die Zukunft

In einem zweiten Schritt ist angedacht, das System für weitere interessierte Gedenkorte in Deutschland zu öffnen, um möglichst vielen Institutionen eine kostengünstige Beteiligung am Portal zu ermöglichen. Durch deren Beteiligung könnte der Pool an Modulen nochmals erweitert und die laufenden Kosten auf möglichst zahlreiche Schulen verteilt werden.

Die Nutzenden erstellen selbst mobile ortsbasierte Rundgänge, die soweit sie im Freien angelegt sind, per GPS lokalisiert werden, im Inneren von Gebäuden zum Beispiel über Quick-Response Codes (QR-Codes) oder Near Field Communication (NFC) geführt werden. Dazu werden mediale Inhalte (Filme, Fotos, Audioaufnahmen etc.) und interaktive Elemente (Rätsel, Aufgaben, Bewertungen etc.) verknüpft und zu Narrationen verbunden. Die Autoren kreieren und definieren den Ablauf der Stories. Die Anbieter sind dadurch in der Lage, eigenständige Projekte zur Sichtbarmachung von Geschichte, zur Verortung politischer Informationen oder zur Erstellung von Touren und Führungen zu erstellen. Durch die Kooperation mit einem interdisziplinären, länderübergreifenden Team (von Geschichts- und Geografiedidaktikern, Medienpädagogen und Informatikern) wird der Grundstein des partizipativen und mobilen Lernens gelegt.

5 Grenzen und Fragestellungen

Vor allem durch die Verbreitung von mobilen Endgeräten und den zunehmenden Anteil von Smartphones lassen sich nicht nur zu fast allen Themen Informationen abrufen, sondern dies auch zunehmend unabhängig von Ort und Zeit. Man muss also davon ausgehen, dass auch die medialen Bildungsangebote für mobile Endgeräte zunehmen, sich schnell verbreiten und weiterentwickeln werden.

Noch gibt es zahlreiche technische Fragen, die bei der Entwicklung berücksichtigt werden müssen. Neben technischen Fragen, welche die Entwicklung mobiler Lernanwendungen begleiten, geht es gleichzeitig um Fragen der Didaktik. Das mobile Internet bietet enormes Potenzial für neue Wege des Geschichtslernens vor Ort. Sie kann Schülerinnen und Schüler aktivieren und motivieren. Es ermöglicht Recherchen und Exkursion vor Ort, die von den Fragen der Jugendlichen ausgehen. Es hilft zu erkennen, wie Geschichte erzählt wird und welches Geschichtsbild politisch vermittelt wird. Es unterstützt, Denkmäler zu lesen, Geschichte zu dekonstruieren, Geschichte zu kontextualisieren und zu hinterfragen. Dennoch bleibt die Frage: Was heißt eigentlich digitales historisches Lernen? Diese Kernfrage stellt sich unabhängig vom Medium,

da sich die Medien in rascher Geschwindigkeit weiterentwickeln; was heute Interaktives Whiteboard und Tablet sind, kann in ein paar Jahren ein anderes Endgerät sein. Daher muss die digitale Geschichtsdidaktik geräteunabhängig gedacht werden und grundsätzlich von der Frage ausgehen, was digitales mobiles oder historisches Lernen bedeutet.

Digitales historisches Lernen kann außerdem nicht dabei enden, Quizfragen zu historischen Fragen zu lösen und die höchste Punktzahl in einem Ranking zu erreichen. Dies fördert zwar die Motivation und Partizipation von Jugendlichen, aber dies entspräche dem Prinzip »Lernen Web 1.0«. Doch wie niedrigschwellig kann man Geschichte vermitteln? Welche Wege führen vom Empfinden, vom Einfühlen in die Opfer und von den sinnlichen Eindrücken zum Begreifen und Verständnis historischer Ereignisse und Zusammenhänge? Wie kann Multiperspektivität dargestellt werden? Und was heißt Multiperspektivität im Einzelnen: Wie werden Perspektiven ausgewählt?

Hier stehen wir noch am Anfang. Erste Versuche, Ansätze und Projekte sind entstanden und diese werden kontinuierlich weiterentwickelt. Die Entwicklung gerade der Social Media im Netz schreitet rasch voran, gleichzeitig steht die Entwicklung von entsprechenden Bildungskonzepten noch am Anfang. Der sich in Arbeit befindliche Prototyp des App-Portals ist ein Schritt in diese Richtung. Ziel ist es, Aktive und Interessierte aus dem Feld digitales Lernen zu vernetzen und die interdisziplinäre Zusammenarbeit zu fördern.

Hanna Huhtasaari ist Referentin für den Bereich »Erinnerungskultur und Gedenkstätten« bei der Bundeszentrale für politische Bildung und Mitglied des ThinkTanks mobiles historisches Lernen.

Fabian Müller war bis 2015 pädagogischer Mitarbeiter der Gedenkstätte KZ Osthofen und ist seit 1.8.2015 Referendar für das Lehramt an Gymnasien am Studienseminar Kaiserslautern.

- 1 app-in-die-geschichte.de (Abruf 22. 2. 2015).
- 2 Haber, Peter: Digital Past. Geschichtslernen im digitalen Zeitalter, München, Oldenbourg, 2011.
- 3 Friedrich, Katja; Bachmair, Ben; Risch, Maren (Hrsg.): Mobiles Lernen mit dem Handy – Herausforderung und Chance für den Unterricht, Weinheim und Basel, Beltz, 2011.
- 4 weitere Beispiele z.B., Geschichte lernen Nr. 159/160 Historisches Lernen mit digitalen Medien 2014.
- 5 z.B. geschichtsunterricht.wordpress.com (Abruf 22. 2. 2015).
- 6 Vgl. hierzu unter anderem: Daniel Bernsen/Alexander König, »Mobile learning in history education«, in: JEMMS 6.1/2014, S. 107–123.
- 7 aus: Bernsen, Daniel; König, Alexander; Spahn, Thomas: Medien und historisches Lernen: Eine Verhältnisbestimmung und ein Plädoyer für eine digitale Geschichtsdidaktik, in: Zeitschrift für digitale Geschichtsdidaktik 1/2012, S. 16.
- 8 weitere Infos zu diesem von der UNESCO geprägten Begriff finden sich hier: www.unesco.de/open_educational_resources (Abruf 24. 2. 2015).
- 9 siehe u.a. Marzinka, Birgit: Webinare für die historisch-politische Bildung, online unter lernen-aus-der-geschichte.de/Lernen-und-Lehren/content/12157 (Abruf 24. 2. 2015)
- 10 www.kz-gedenkstaette-neuengamme.de/vorbereitung (Abruf 24. 2. 2015)
- 11 Der ThinkTank mobiles historisches Lernen ist als Fortführung der internationalen Konferenz zum Thema Erinnerungskulturen online mit dem Titel »digital memory on the net« 14.–16. 4. 2011 in Berlin gegründet worden. Ziel dieses Netzwerks ist es, Experten und Praktiker zusammenführen, die sich in Arbeit befindenden Projekte im Hinblick auf das mobile Lernen zu analysieren und diskutieren. Dies soll vor allem interdisziplinär geschehen, sodass Geschichtsdidaktiker, Lehrende, Medienwissenschaftler- und Medienpädagogen, Programmierer und historisch-politische Bildner zusammenkommen.

Über den Schicksalsbegriff

UND WARUM ER IN DER HOLOCAUST-FORSCHUNG
UND -PÄDAGOGIK SO UNANGEBRACHT IST

Bastian Fleermann

Wer sich durch die unzähligen Lokalstudien arbeitet, die sich mit »Verfolgung und Widerstand« sowie der Judenverfolgung während der NS-Herrschaft beschäftigen und derer es besonders seit dem 50-Jahres-Zyklus der 1980er-Jahre viele gibt, dem wird – oftmals schon auf den Titelseiten – der Begriff des »Schicksals« auffallend häufig begegnen. Viel zu lesen ist dann über das »Schicksal der jüdischen Mitbürger«, das »Schicksal der Verfolgung« oder »einzelne Lebensschicksale in dunkler Zeit«. In lokalen und regionalen Erinnerungsschriften, Schüler- und Projektarbeiten zur NS-Zeit, Büchern von Stadtarchivaren oder Heimatforschern, stadtgeschichtlichen Dokumentationen über Formen des Widerstands oder in den von Kulturämtern oder Geschichtsvereinen herausgegebenen Broschüren über die Novemberpogrome wird er ebenso unreflektiert benutzt wie zuweilen auch in der jüngeren wissenschaftlichen Fachliteratur.

Auch der Journalismus hantiert mit dem vermeintlich Schicksalhaften ungebrochen munter, völlig unabhängig, welche Tragweite ein erinnerungskulturelles Ereignis haben mag: Als der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki am Holocaust-Gedenktag 2012 im Deutschen Bundestag sprach und vor allem seine ganz persönlichen Erfahrungen im Warschauer Ghetto schilderte, machte es sich die »Welt« einfach und titelte ebenso simpel wie lapidar: »Reich-Ranicki erinnert an das Schicksal der Juden«. Und als in Kall in der Nordeifel sich rund einen Monat zuvor ein »Aktivkreis Stolpersteine« gegründet hatte, bilanzierte die »Kölnische Rundschau« etwas voreilig: »Schicksale der Juden erforscht« – obwohl doch erst über die Gründung und die geplanten Vorhaben des Aktivkreises berichtet werden sollte.¹ Ein drittes journalistisches Beispiel liefert der »Spiegel«: Die Geschichte eines weiblichen Auschwitz-Häftlings, der von Josef Mengele gefoltert wurde und diesem in der Rückschau verzeihen konnte, wurde reißerisch über-titelt mit »Holocaust-Schicksal: Vergebung für einen Teufel«.²

Bereits recht früh setzte sich der Schicksalsbegriff in den geschichtspolitischen und erinnerungskulturellen Schriften vehement durch. Die Stadt Hagen im östlichen Ruhrgebiet beispielsweise gab bereits 1961 ein »Gedenkbuch zum tragischen Schicksal unserer jüdischen Mitbürger« heraus, das den nicht weniger pathetischen Untertitel »Erinnerung und Achtung, Anklage, Mahnung und Verpflichtung« trug.³ Die Stadt Heilbronn zog zwei Jahre später nach: Hans Frankes »Geschichte und Schicksal der Juden in Heilbronn« von 1963 gilt bis heute als Standardwerk.⁴ 1969 folgte dann eine »Schicksals«-Dokumentation über die Juden Baden-Württembergs⁵, die zum Teil auf die ein Jahr zuvor publizierte Studie von Gerhard Taddey zurückgriff.⁶ Auch für die dann folgenden Jahre – der Trend der Lokalgeschichte, sich auch dem »dunkelsten Kapitel deutscher Geschichte« zu widmen, hatte gerade erst begonnen – könnte man dutzende Publikationen auflisten, die (scheinbar) mehr das Schicksal als die Geschichte in den Mittelpunkt der Betrachtung stellen.⁷

Ob Gedenkbücher⁸ oder Ausstellungskataloge⁹, allerorten schien auch in den 1980er-Jahren der »Schicksals«-Begriff nahezu unvermeidlich. Und auch vor der untergehenden DDR machte der Popularitätsschub des Wortes nicht halt; bei unserem Bei-

spiel kam zumindest noch ein im sozialistischen Sinne formulierter Verweis auf die Täter mit hinzu: Es ging um das »Schicksal« der Wittenberger »Rassejuden« und die »Nazifaschisten«.¹⁰ Die Titel der Lokalstudien der 1980er- und 1990er-Jahre bestehen durch eine fast kongruent bestehende Klammerung an immer wieder ähnliche Vokabeln, Phrasen oder rhetorische Muster: Völlig gleich, ob es um das »Schicksal der Erlanger Judengemeinde in der NS-Zeit« oder um »Geschichte und Schicksal der Juden zu Beckum« ging, auf bestimmte Wortkombinationen wollten die Lokalhistoriker aus den Geschichtswerkstätten und pensionierte Gymnasiallehrer nicht verzichten.¹¹ Auch an »Einzelschicksalen«, also einzelnen Familien oder Personen, die während der nationalsozialistischen Herrschaft verfolgt worden waren, machten die Autoren ihre historische Einordnung exemplarisch fest.¹²

Besonders schicksalhaft wurde es allerdings in den 1990er-Jahren, nachdem man seit 1988, also mit den zum 50. Jahrestag der Pogromnacht erschienenen Publikationen, von einer regelrechten Massenproduktion lokaler Studien sprechen kann. Die Geschichte der Juden in der Region Rheinhessen¹³, in Coburg¹⁴ oder Hannover¹⁵ wurden ebenso erarbeitet wie das »Schicksal« der Juden in Ravensburg¹⁶, Karlsruhe¹⁷ oder Esslingen¹⁸ – und überall finden wir tatsächlich schablonenhaft identische Buchtitel. Beliebt waren oftmals auch die wenig geschmacksicheren Aufzählungen der an den Juden verübten Gräueltaten: »verfolgt, verbrannt, erschlagen, vergast: Das Schicksal der Juden in XY«.¹⁹ Der vom Schicksal geleitete Blick beschränkte sich nicht nur auf die jüdischen Opfer des NS-Regimes, sondern auch auf Homosexuelle²⁰ oder die Opfer der Patientenmorde.²¹

Der Trend zum Schicksalhaften setzte sich in jüngster Zeit fort²², und nicht einmal das Centrum Judaicum in Berlin²³, die Bundesrechtsanwaltskammer²⁴ oder der israelische Historiker Moshe Zimmermann²⁵ meinten, sie könnten in den Titeln ihrer neuesten Publikationen ohne das S-Wort auskommen. Die Germania Judaica, die Kölner Bibliothek zur Geschichte des deutschen Judentums, verwahrt laut eigenen Angaben mindestens 370 Monografien, die in ihren Titeln und Überschriften mit dem Schicksal hantieren (2012).²⁶ Und auch 2013 ergeben Google-Suchen im Internet entsprechende Trefferquoten: Die Suche nach »Holocaust-Schicksal« ergibt 2870 Ergebnisse, die Kombination »Juden + Schicksal« schon mehr als 1510 000 und »Judenverfolgung + Schicksal« stattliche 2080 000 Treffer. Die Verknüpfung von Prädestination und Realgeschichte scheint also unübersehbar. Angesichts jener erdrückenden Fülle lohnt es sich also, diesem Begriff einmal nachzuspüren und schließlich die Frage aufzuwerfen, ob er in seiner tieferen Bedeutung und Tragweite tatsächlich ein geeigneter Begriff ist, um das zu beschreiben, was es zu beschreiben gilt.

Das Wort »Schicksal« entstammt wohl dem Altniederländischen *schicksel*. Laut Duden ist das Schicksal etwas »von einer höheren Macht über jemanden Verhängtes, ohne sichtliches menschliches Zutun sich Ereignendes, was jemandes Leben entscheidend bestimmt« sowie eine »höhere Macht, die in einer nicht zu beeinflussenden Weise das Leben bestimmt und lenkt.« Als Synonyme werden weitere Begriffe angegeben, wie etwa die Bestimmung, die Fügung oder die höhere Gewalt, das Los, die Schicksalsfügung oder die Vorsehung.²⁷ Die Römer sprachen von *fatum* und personalisierten den Begriff in Gestalt der Schicksalsgöttin Fortuna oder der Parzen, die Griechen nannten das Schicksal *moira* und glaubten dementsprechend an die *Moiren* oder die Göttin *Tyche*. In der nordischen Mythologie begegnen uns die *Nornen*, bei den Sumerern

und Assyriern die Gottheit *Namtaru*, die arabischen Kulturen sprechen von *Kismet* oder *Qisma*. Die christliche Theologie verweist eher auf den göttlichen Willen, der das Leben der Menschen vorherbestimmt (Prädestination). Auch die 15. Auflage des »Großen Brockhaus« von 1933 verbindet den Begriff eindeutig mit höheren Mächten: Das Wort sei die »Bezeichnung für alles das, was dem Menschen widerfährt, insofern es ohne sein Zutun geschieht und von Bedeutung für seinen Lebenslauf ist; dann für eine unbekannte Macht, die gleichsam die Erfahrungen des Menschen lenkt [...]. Diese Macht wird oft als so unüberwindlich vorgestellt, dass die Freiheit des Einzelnen völlig geleugnet wird.«²⁸

Wir haben uns nach der Passgenauigkeit des Begriffes zu fragen, wenn es darum geht, Lebenswege und Biografien von Menschen zu beschreiben, die Opfer der nationalsozialistischen Verfolgungs- und Vernichtungspolitik geworden sind. Hierbei ist nicht zu vergessen, dass die Nationalsozialisten selber gerne das Zepter der Verantwortung aus der Hand gaben und von »Vorsehung«, »Prophezeiung« oder eben »Schicksal« parlierten. Als Hitler dem Reichstag (und der Weltöffentlichkeit) verkündete, ein neuer Krieg bedeute die »Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa«, dann tat er dies als selbst ernannter »Prophet«.²⁹ Sich hierauf beziehend schrieb Joseph Goebbels am 16. November 1941 die Ankündigung, dass »wir den Vollzug dieser Prophezeiung [erleben], und es erfüllt sich damit am Judentum ein Schicksal, das zwar hart, aber mehr als verdient ist.«³⁰ Menschen aber, die systematisch ausgegrenzt oder drangsaliert wurden, die zur Zwangsarbeit gezwungen, sterilisiert oder aus »rassischen« oder politischen Gründen in Zuchthäuser oder Konzentrationslager verbracht wurden, wurden dies aufgrund von Entscheidungen anderer Menschen, die solche Verbrechen ganz bewusst geplant und ausgeführt haben. In Auschwitz-Birkenau ermordet zu werden, hat rein gar nichts mit »Schicksal« zu tun; hier ist der Begriff ebenso unpassend wie andere Schlagworte, so etwa die oft herangezogenen »Schafe«, die angeblich willen- und widerstandslos »zur Schlachtbank« geführt wurden, oder die »christlichen Märtyrer«, die im Dachauer Pfarrerblock ermordet wurden. Pathos, Fatalismus und theologisch-verschwurbelte Ideen eines Opfergangs sind wenig hilfreich – weder in der historischen Analyse noch in der didaktischen Vermittlungspraxis. In Treblinka oder Maly Trostinez kam auch niemand einfach »ums Leben«, wie es oftmals auf Gedenktafeln der Nachkriegszeit hieß.

Solche Formulierungen sind nicht nur unglücklich und sprachlich sperrig, sondern sie vernebeln auch ganz aktiv konkrete Verantwortungsbereiche von Tätern, Bürokraten und Schreibtischtätern, Profiteuren und Mitwissern, Entscheidungsträgern in allen Ebenen – vom Abteilungsleiter im Reichssicherheitshauptamt über den Gau- und Zellenleiter bis hin zum einfachen »Volksgenossen« auf der Straße. Allesamt verstellen sie den Blick auf die unbequeme Tatsache, dass es für alle Handlungen, von der Entscheidung zum antijüdischen Boykott 1933 bis hin zu Himmlers »Auschwitz-Erlass« vom Dezember 1942, vom beherzten Zugreifen bei der »Arisierung« des Konkurrenten bis zur Denunziation eines Nachbarn, Handlungsträger und Ausführende gegeben hat, konkret benennbare Personen also, die diese Entscheidungen fällten oder umsetzten. Auch entpersonalisierte Chiffren wie »der Gesetzgeber«, »die Regierung« oder »die Nazis« verbergen die Verantwortung einzelner Akteure; sie lassen den Nationalsozialismus wie eine unvermeidbare Naturkatastrophe erscheinen, der man sich passiv zu ergeben hat und der man nur fatalistisch-achselzuckend begegnen kann: Widerstand? Von vornherein zwecklos. Offenbar bestimmt alleine das Schicksal, wo es lang geht.

Beschönigend und anonymisierend, Schuld abwehrend und diffundierend tragen solcherlei Begriffe bis heute dazu bei, in Publikationen, auf Gedenktafeln oder -stelen die tatsächlichen Zusammenhänge menschlichen Handelns in einer Diktatur unnötig zu verzerren. Menschen wurden ermordet; sie brachten kein (freiwilliges) »Opfer« dar, sondern sie hätten viel lieber weiter gelebt, anstatt zu sterben. Sie wollten nicht »in ihrer Heimat bleiben«, sondern hatten viel eher keine Möglichkeit mehr zur Ausreise, sei es aus monetären, bürokratischen oder familiären Gründen. Sie wurden nicht aufgrund eines höheren Wesens, einer metaphysisch-anonymen Macht oder eines göttlichen Willens getötet, und weder JHWH noch der Heilige Geist, weder Fortuna noch Tyche und auch nicht der Genosse Zufall haben hiermit irgendetwas zu tun. Die berühmten »äußeren Umstände« sind stets menschengemacht. Wer das »Schicksal der Juden«, die ab Herbst 1941 aus Deutschland deportiert wurden, mit der babylonischen Gefangenschaft der Israeliten in biblischer Zeit gleichsetzt³¹, schiebt die Verantwortung beiseite – und deutet zugleich im Subtext die Möglichkeit einer »gerechten Strafe« an.

Das bedeutet nicht, dass es tatsächliche Zufallsmomente nicht gegeben hätte, an denen tatsächlich ein schicksalhafter Anstrich haftet: Menschen, die sich zufällig nach Jahren am Bahnhof wieder treffen, weil ein Zug Verspätung hatte; Menschen, die gerade drüben beim Nachbarn sitzen, während die Gestapo bei ihnen klingelt und nach ihnen fahndet; Menschen, die auf einem Todesmarsch im Schnee ein Stück Brot finden und dadurch überleben; Menschen, die einen Bombenangriff durchstehen, weil sie in letzter Sekunde dem herabstürzenden Balken ausweichen, sie alle haben Momente erlebt, die scheinbar »von oben gelenkt« oder »vom Schicksal bestimmt« waren. Die allermeisten anderen Situationen, die Teil individueller Erinnerungen an den Nationalsozialismus sind und die den tatsächlichen Alltag in der Diktatur dominiert haben, wurden jedoch von Menschen selbst gesteuert, herbeigeführt oder geplant. Entscheidungen zu treffen, Handlungsspielräume auszuloten, zum Retter oder zum Massenmörder zu werden, bleibt dem Individuum (und den von den jeweils anderen Individuen erdachten Grenzen und Zwängen) vorbehalten. Zwischen den schwarz-weißen Extrempositionen Retter und Massenmörder, zwischen Held und Schlächter eröffnet sich der breite Horizont der Zwischentöne, der im Alltag von jedem Einzelnen Entscheidungen abverlangte: Will ich Verrat üben und das Feindsenderhören des Arbeitskollegen anschwärzen? Oder lasse ich es einfach bleiben? Bringe ich den Zwangsarbeitern Essen? Oder gehe ich am Lagerzaun schweigend vorüber? Mit Schicksal haben solche Fragen nichts zu tun.

Dass man den Opfern – oft genug den deutschen Juden – Passivität, Naivität und Blindheit für die Gefahren vorwirft und sie mitunter der Geschichte des unvermeidbaren Schicksals überlässt, ist hoch problematisch. Den Holocaust nicht als das zu verstehen, was er tatsächlich war – ein arbeitsteilig geplantes und effizient durchgeführtes Massenverbrechen –, sondern ihn in höhere Sphären und angebliche Sinnzusammenhänge hineinzuiinterpretieren, ist nichts anderes als haltloser Unfug. Die Historikerin und Pädagogin Annegret Ehmann schreibt hierzu: »Das Bild von den Juden als Gott dargebrachtem Opfer ist so gefährlich falsch wie die Vorstellung, der industrielle Massenmord sei als schicksalhafte Katastrophe über sie gekommen [...]«. Die »Endlösung der Judenfrage« sei oftmals als eine solche »schicksalhaft hereinbrechende Katastrophe gedeutet und damit aus den spezifisch nationalgeschichtlichen Zusammenhängen herausgelöst« worden.³² Mehr noch: In zahlreichen Internetforen

und auf dubiosen Esoterik-Homepages versuchen nicht wenige Reinkarnationsanhänger, in kruden Thesen den Holocaust als Folge eines »negativen Karmas« zu interpretieren, ihn als göttliche Strafe darzustellen, die »die Juden« verdient hätten, um Lehren aus einem schlechten Vorleben in grauer Vergangenheit zu ziehen, also gewissermaßen Buße zu tun. Wer so etwas verbreitet, verzapft nicht nur hausgemachten Blödsinn, sondern rutscht in gefährliche antisemitische Gegenwelten ab, die der obskuren Buddhismus-Begeisterung des Himmler'schen Ahnenerbes in nichts nachsteht. Sinnsucher, die Auschwitz mittels Tarotkarten oder Pendelschwingungen erklären, sollten ihre obszönen Geschmacksverirrungen besser für sich behalten. Und auch die »Holocaust-Theologie«, deren Interpretationsansätze immer wieder aus dem Dunstkreis von evangelikalen Christen oder ultraorthodoxen Rabbinern hervor blinzeln, hat bisweilen die angebliche Abkehr der Juden von Gott und religiösen Traditionen als wirkliche Ursache für den Holocaust dargestellt – den Holocaust selbst also als eine verdiente Strafe Gottes. Christliche Fundamentalisten, judenfeindliche Hardliner oder verschrobene Sektierer dürften in den Chor solcher haltlosen Theorien freudestrahlend mit einstimmen.

Geht es also tatsächlich um das »Schicksal« von Verfolgten? Oder nicht doch eher um die realen Mechanismen, wie sie sich zwischen einzelnen Menschen während der nationalsozialistischen Diktatur ausprägten? Eine Antwort muss eindeutig ausfallen: Wer in Bezug auf die NS-Verbrechen von »Schicksal« und anderen anonymen Mächten spricht und schreibt, hat sich vom Prinzip des freien Willens längst verabschiedet. Er erkennt den Menschen als Träger der Geschichte und gleichsam als ihr Gestalter und Akteur nicht mehr an. Keine andere Frage wie die nach Verantwortung, nach persönlicher Schuld oder Unschuld hat die emanzipatorischen Denker der zweiten Hälfte des 20. Jahrhundert – von Karl Jaspers bis zur Frankfurter Schule – so stark bewegt. Sie alle deuteten in ihren Überlegungen auf den selbstständigen *homo faber* hin – oder wie ihn Hannah Arendt in ihrem Hauptwerk »Vita activa« (1958) nennt: *animal laborans*, der Mensch als ein an seinem eigenen Dasein werkendes Arbeitstier.³³ Es war ein Emigrant und Zeitgenosse des Holocaust, der unsere Überlegungen ganz unprätentiös auf den Punkt brachte. Der Soziologe Norbert Elias schrieb einmal: Nichts sei »gefährlicher, als die Neigung, einer solchen Realität durch Verdeckung oder Verdrängung aus dem Weg zu gehen [...]«. Die Beschmutzung des guten Namens der Deutschen durch die Unmenschlichkeit des Dritten Reiches beruht nicht auf einem Fluch der Götter.«³⁴

Dr. Bastian Fleermann, Historiker, leitet seit 2011 die Mahn- u. Gedenkstätte Düsseldorf.

- 1 Reich-Ranicki erinnert an das Schicksal der Juden, in: Die Welt vom 27. 1. 12; Bernd Kehren: Schicksale der Juden erforscht, in: Kölnische Rundschau 14. 12. 2011.
- 2 Der Spiegel, 8. 12. 2005 (online).
- 3 Gedenkbuch zum tragischen Schicksal unserer jüdischen Mitbürger. Erinnerung und Achtung, Anklage, Mahnung und Verpflichtung, hrsg. von der Stadt Hagen, Hagen 1961.
- 4 Hans Franke: Geschichte und Schicksal der Juden in Heilbronn. Vom Mittelalter bis zu der Zeit der nationalsozialistischen Verfolgungen (1050–1945), Heilbronn 1963.
- 5 Paul Sauer: Die Schicksale der jüdischen Bürger Baden-Württembergs, Stuttgart 1969.
- 6 Franz Hundsnerscher/Gerhard Taddey: Die jüdischen Gemeinden in Baden. Denkmale, Geschichte, Schicksale, Stuttgart 1968.
- 7 Hans-Walter Herrmann: Das Schicksal der Juden im Saarland 1920 bis 1945, Koblenz 1974.
- 8 Arno Weckbecker: Gedenkbuch an die ehemaligen Heidelberger Bürger jüdischer Herkunft. Dokumentation ihrer Namen und Schicksale 1933–1945, Heidelberg 1983; Hermann Schröter: Geschichte und Schicksal der Essener Juden. Gedenkbuch für die jüdischen Mitbürger der Stadt Essen, Essen 1980;

- Namen und Schicksale der Juden Kassels 1933–1945. Ein Gedenkbuch, bearb. von Beate Kleinert und Wolfgang Prinz, hrsg. vom Magistrat der Stadt Kassel/Stadtarchiv, Kassel 1986.
- 9 Jüdisches Schicksal in Köln 1918–1945, Ausstellung des Historischen Archivs der Stadt Köln und des NS-Dokumentationszentrums, Köln 1988.
 - 10 Schicksale der von den Nazifaschisten als »Rassejuden« verfolgten Wittenberger, Wittenberg 1989.
 - 11 Ilse Sponsel: Das Schicksal der Erlanger Judengemeinde in der NS-Zeit, Erlangen 1982; Hugo Krick: Geschichte und Schicksal der Juden zu Beckum, unter Mitarbeit von Diethard Aschoff, Warendorf 1983.
 - 12 Rolf Böhme/Heiko Haumann: Das Schicksal der Freiburger Juden am Beispiel des Kaufmanns Max Mayer und die Ereignisse des 9./10. November 1938, Freiburg 1989.
 - 13 Dieter Hoffmann: »... wir sind doch Deutsche.« Zu Geschichte und Schicksal der Landjuden in Rheinhessen, Alzey 1992.
 - 14 Hubert Fromm: Die Coburger Juden. Geschichte und Schicksal, hg. vom Evangelischen Bildungswerk Coburg, Coburg 1990.
 - 15 Peter Schulze: Namen und Schicksale der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus aus Hannover, Hannover 1995.
 - 16 Manfred Hauser: Antisemitismus und Schicksal der Juden in Ravensburg, in: Ravensburg im Dritten Reich. Beiträge zur Geschichte der Stadt, hrsg. von Peter Eitel, Ravensburg 1997, S. 304–341.
 - 18 Josef Werner: Hakenkreuz und Judenstern. Das Schicksal der Karlsruher Juden im Dritten Reich, 2. Aufl., Karlsruhe 1990.
 - 18 Karl Heinz Kraedte/Reinhard Strüber: Das Schicksal jüdischer Bürger in Esslingen während des Nationalsozialismus, in: Von Weimar bis Bonn 1919–1949, Esslingen 1991.
 - 19 Wolfgang Marschner: Verfolgt, verschleppt, verbrannt. Vom Schicksal der Juden in Dresden 1933–1945, Dresden 1994; Ausgrenzt, ausgeliefert, ausgelöscht, überlebt? Jüdische Schicksale in Jüchen zwischen Spennath und Damm, hg. von Heinz Spelthahn/Thomas Wolf, Horb am Neckar 1998; Ilse Macek (Hg.): Ausgrenzt, entrechtet, deportiert: Schwabing und Schwabinger Schicksale 1933–1945, München 2008; Verfolgt, vertrieben, geächtet. Jüdisches Schicksal in München 1933 bis 1945, in: Verdunkeltes München. Geschichtswettbewerb 1985/86: Die nationalsozialistische Gewaltherrschaft, München 1987, S. 13–66.
 - 20 Rainer Hoffschildt: Die Verfolgung der Homosexuellen in der NS-Zeit. Zahlen und Schicksale aus Norddeutschland, Berlin 1999.
 - 21 Raimond Reiter: Das Schicksal von Irmgard Bartels. Opfer der NS-Psychiatrie in der Region Hannover, Hannover 2011.
 - 22 Dietmar Scholz: Zum Leben und Schicksal der Juden in Castrop 1699–1942, Dortmund 2010; Hedi Strauss/Johanna Voss: Mein immergrünes Dorf: Vom Schicksal der Juden aus Stammheim in der Wetterau, Frankfurt am Main 2004.
 - 23 Hartmut Jäckel/Hermann Simon (Hg.): Berliner Juden 1941 – Namen und Schicksale, Berlin 2007.
 - 24 Anwalt ohne Recht. Das Schicksal jüdischer Rechtsanwälte in Deutschland nach 1933, hg. von der Bundesrechtsanwaltskammer, bearb. von Simone Ladwig-Winters, Berlin 2007.
 - 25 Moshe Zimmermann: Deutsche gegen Deutsche: Das Schicksal der Juden 1938–1945, Berlin 2008.
 - 26 Schriftliche Auskunft an den Verf. vom 14. 12. 2012.
 - 27 So die Online-Ausgabe des Duden (abgerufen am 12. 2. 2013).
 - 28 16. Band, S. 584.
 - 29 In einer Rede vor dem Reichstag am 30. Januar 1939 anlässlich des sechsten Jahrestages der nationalsozialistischen »Machtergreifung« hatte er wörtlich gesagt: »Und eines möchte ich an diesem vielleicht nicht nur für uns Deutsche denkwürdigen Tag nun aussprechen. Ich bin in meinem Leben sehr oft Prophet gewesen und wurde meistens ausgelacht ... Ich will heute wieder ein Prophet sein: Wenn es dem internationalen Finanzjudentum in und außerhalb Europas gelingen sollte, die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen, dann wird das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa.« Zit. nach Johannes Hohlfeld (Hg.): Dokumente der Deutschen Politik und Geschichte von 1848 bis zur Gegenwart. Ein Quellenwerk für die politische und staatsbürgerliche Erziehung, Bd. V: Bd. 4.5. Die Zeit der nationalsozialistischen Diktatur 1933–1945, Berlin 1953, S. 8.
 - 30 Zit. nach Nicholas Stargardt: Kinder in Hitlers Krieg, München 2008, S. 197.
 - 31 Steffen Werner: Die zweite Babylonische Gefangenschaft. Zum Schicksal der Juden im Osten seit 1941, Pfullingen 1990.
 - 32 Annegret Ehmman/Hanns-Fred Rathenow: Nationalsozialismus und Holocaust in der historisch-politischen Bildung, in: Lernen aus der Geschichte e.V. www.lernen-aus-der-geschichte.de (2000).
 - 34 Hannah Arendt: Vita activa oder vom tätigen Leben, München/Zürich 2002 (Originaltitel: The human condition, 1958).
 - 34 Norbert Elias: Humana conditio. Beobachtungen zur Entwicklung der Menschheit am 40. Jahrestages eines Kriegsendes, Frankfurt am Main 1985, S. 54f.

»In der Gedenkstätte geht es von vornherein um mehr.«¹

Rezension von Elke Gryglewski, Verena Haug, Gottfried Köbler, Thomas Lutz, Christa Schikorra (Hg.): Gedenkstättenpädagogik. Kontexte, Theorie und Praxis der Bildungsarbeit zu NS-Verbrechen. Berlin 2015

Werner Dreier

»Der Beginn dieser Reise, von der ich noch nicht weiß, wohin sie mich führen wird ...« Damit beginnt Otto Dov Kulka seine Erkundungen der »Landschaften der Metropole des Todes«, die im Untertitel der deutschen Ausgabe noch präzisiert werden: »Auschwitz und die Grenzen der Erinnerung und der Vorstellungskraft.«² Er nimmt darin die Leser mit auf seine Reisen zu den Orten in den verschiedenen Zeiten: Erinnerungen an damals, als er als Kind »dort« war, Besuche der Orte später, Träume, Texte, Dokumente ... Er zieht sich dabei nicht auf die relativ sichere Position des Historikers zurück, der reduziert, narrativiert, erklärt, sondern er lässt die Leser daran teilhaben, was diese Orte mit ihm machen.

Die Orte ohne die Menschen, die dort waren, litten, hofften, kämpften, verzweifelten, starben und lebten, sind belanglos. Darauf hat schon Ruth Klüger hingewiesen, wenn sie meint, »wer dort etwas zu finden meint, hat es wohl schon im Gepäck mitgebracht«. Sie verweist auf die »neue Konstellation des Ortes, die da heißt Gedenkstätte und Besucher, und was könnte weiter entfernt sein von der Konstellation Gefängnis und Häftling?«³

Diese »Landschaften des Todes« sind heute zu Gedenkstätten geworden, weil sich die Vorstellung durchsetzte, es seien Orte nicht nur von historischer Bedeutung, sondern auch von gesellschaftlicher Relevanz. Warum diese Vorstellung von den erinnerungspolitischen Akteuren von den Rändern der Gesellschaft erfolgreich in die Mitte getragen werden konnte, welche aktuelle gesellschaftspolitische Funktion die Gedenkstätten haben und wie lange und unter welchen Bedingungen ihre Bedeutung erhalten bleibt, das ist eine andere Diskussion.

Die Gedenkstättenpädagogik, um die der von Verena Haug sorgsam redaktionell betreute Sammelband kreist, stellt sich der Aufgabe der Vermittlung der verschiedenen Welten, die an diesen mit so viel Bedeutungen aufgeladenen Orten aufeinandertreffen: der Welten der ehemaligen Häftlinge und der Toten, die Welten der Gestaltenden und Mitarbeitenden der Gedenkstätten und die Welten der Besucherinnen und Besucher.

Die NS-Gedenkstätten in Deutschland jedenfalls gingen in den letzten 50 Jahren den Weg »Vom gegenkulturellen Projekt zur staatlichen Gedenkstättenkonzeption« und es stellt sich für sie nunmehr die Frage: »wie weiter?« Cornelia Siebeck beschreibt zunächst die Entwicklung der Gedenkstätten-Landschaft in der Bundesrepublik Deutschland von der Etablierung der ersten Gedenkstätte auf dem Gelände des ehemaligen KZ Dachau 1965 bis zur Integration der Nationalen Mahn- und Gedenkstätten auf dem Gebiet der ehemaligen DDR nicht nur in die finanzielle Verantwortung der Bundesrepublik, sondern auch in den westdeutschen Gedenkstätten-Diskurs. Die Übernahme von staatlicher Verantwortung für die westdeutschen Gedenkstätten, die von

den Aktivist der Gedenkstätten-Szene als widerständige und gegenwartskritische Orte begriffen wurden, schlägt sich auch im veränderten Diskurs nieder. Es geht nun nicht mehr darum, einer sich sträubenden Politik die Verantwortung für diese Orte darzulegen, sondern sie dem staatlichen Zugriff zu entziehen und gleichzeitig die staatliche Finanzierung zu sichern. Diese Etablierung der Gedenkstätten ließe sich als Erfolgsgeschichte einer Alterskohorte beschreiben, die erfolgreich ihre geschichtspolitischen Vorstellungen durchsetzte. Doch fragt Cornelia Siebeck gerade danach, was bei dieser geschichtsteologischen Erzählung verloren ging, nach der Europa erfolgreich die beiden diktatorischen Systeme des Nationalsozialismus und Kommunismus überwand und die Gedenkstätten mehr systemstabilisierend als verunsichernd dies bestätigen. Sie greift dabei auf das Selbstverständnis der erinnerungspolitischen Akteure der frühen Gedenkstättenbewegung zurück, wenn sie als Kernfrage formuliert, es »stellt sich den NS-Gedenkstätten daher die Frage, ob sie diese gesellschaftspolitische Widerborstigkeit zurückgewinnen wollen, und wenn ja, worin eine solche Widerborstigkeit angesichts des gegenwärtigen (beinahe) Konsenses über ein erfolgreiches Gelernthaben aus der Geschichte bestehen könnte«. Damit eröffnet sie eine Debatte über die Ziele, welche Gedenkstätten explizit und implizit verfolgen, zu welcher viele Beiträgen dieses Bandes einen Beitrag leisten.

Der vorliegende Band dokumentiert in 23 Aufsätzen – denen diese Besprechung schon ob ihrer schieren Zahl unmöglich gerecht werden kann – eindrucksvoll den Stand der Debatte über Selbstverständnis, Rahmenbedingungen und Perspektiven von Gedenkstättenarbeit. Er dokumentiert den aktuellen Stand der Professionalisierung, die Verwissenschaftlichung und Pädagogisierung, aber auch Reflexivität und Ausdifferenzierung. Und er bietet eine vielfältige Auswahl von good practice an, die zum Nachmachen und Weiterentwickeln einlädt.

In den Beiträgen wird das Verhältnis von Geschichte und Gegenwart, die Konsequenzen der mit dem Verlust der Zeitzeugen-Generation verbundene Historisierung der Orte sowie ganz allgemein die Bedingungen und Möglichkeiten der Erschließung der NS-Geschichte an diesen NS-Gedenkstätten für als immer heterogener begriffene Besucher thematisiert. Die Aufsätze sind in die drei Gruppen »Rahmen und Perspektiven«, »Stärken und Herausforderungen« sowie »Zugänge und Methodik« gegliedert. Zu den »Rahmen« gehört die Schule, sind doch die Schülerinnen und Schüler – worauf Robert Sigel in seinem Beitrag hinweist – die wohl wichtigste Besucher-Gruppe, die unter ganz bestimmten Rahmenbedingungen die Gedenkstätten besuchen. Diese Gruppe gerät noch in weiteren Beiträgen in den Fokus, etwa bei Martin Schellenberg, der sich mit »Gedenken als pädagogische Aufgabe« beschäftigt, sich dabei im Wesentlichen auf die Reflexion von Gedenken konzentriert; oder bei Verena Haug, die auf die »doppelte pädagogische Rahmung« der Schulklasse durch die zwei pädagogischen Instanzen Lehrperson und Gedenkstättenmitarbeitende hinweist. Auch Wolfgang Meseth spricht die schulischen Rahmenbedingungen von »Gedenkstättenveranstaltungen« an. Er verweist auf die Differenz von »Unterricht als hoch institutionalisierter und -ritualisierter Form der Kommunikation« und Gedenkstättenbesuchen, wo situativ – und in kurzer Zeit – die Rollenordnung und das zu verhandelnde Thema zwischen einander teils gut, teils unbekannten Akteuren vereinbart werden müssen. In seinem Beitrag wird eine der Stärken des Bandes offenkundig, nämlich über die eigene Diskurs-Gemeinschaft in benachbarte Disziplinen hinaus zu schauen, in dem Fall in die Geschichtsdidaktik,

oder im Beitrag von Gottfried Kößler zu den Museen. Gerade in diesem Hereinholen benachbarter Expertise liegt ein großes Potenzial, das noch verstärkt gehoben werden könnte. Z.B. könnte das Thema der Qualifikation bzw. fortlaufenden Qualifizierung des an diesen Orten tätigen Personals aufgenommen und mit etwa der Lehrpersonen-Fortbildung und auch den von Museen etablierten Bildungsmaßnahmen in Beziehung gesetzt werden.

Am Beispiel des in mehreren Beiträgen angesprochenen »Beutelsbacher Konsenses« lässt sich eine Differenz von schulischer Bildung und Gedenkstättenpädagogik ansprechen. 1976 für die politische Bildung formuliert, betont er die Selbstständigkeit des politischen Subjekts »Schüler«, der im Unterricht nicht indoktriniert bzw. überwältigt werden darf und der das Recht darauf hat, dass das, was in Wissenschaft und Politik kontrovers ist, auch im Unterricht als kontrovers dargestellt wird. Diese Prinzipien stehen jedoch in einem teilweisen Widerspruch zur Sozialisationsfunktion und zum erzieherischen Auftrag von Schule, können sie doch nicht bedeuten, dass die Schule an sich und die in ihr Tätigen allen gesellschaftlichen Vorgängen gegenüber neutral sind. Vielmehr sind sie demokratischen und menschenrechtlichen Prinzipien verpflichtet. Dies gilt noch viel schärfer für die moralisch hoch aufgeladenen NS-Gedenkstätten. Gedenkstättenpädagogen kämen wohl in einen hoch problematischen und kaum zu verbergenden Identitätskonflikt, würden sie so tun, als seien sie neutrale Moderatoren von Besuchergruppen-Gesprächen. Die Herausforderung ist wohl, historische Bildung, Demokratieerziehung und Menschenrechtserziehung zwar nach demokratischen und menschenrechtlichen Prinzipien zu organisieren, gleichzeitig aber die Wertorientierung transparent und damit auch kritisierbar zu machen – und sie auch klar zu vertreten.

Das wäre dann zwar mehr affirmativ als widerborstig, doch gibt es wohl keine Einwände gegen die Bewahrung demokratischer, menschenrechtlicher und auch rechtsstaatlicher Errungenschaften – das Widerborstige könnte da wohl am ehesten in der Ausweitung des Geltungsbereichs dieser Grundlagen bestehen.

Was an Gedenkstätten tatsächlich gelernt wird, lässt sich nur schwer abschätzen. Denn auch in der Gedenkstättenpädagogik wird ganz allgemein ein Mangel an empirisch abgesicherter Kenntnis konstatiert: Die »Wirkung von Gedenkstätten« wird zwar immer wieder postuliert, jedoch nicht empirisch erhoben. Für Verena Haug resultiert das aus mangelnden finanziellen und personellen Ressourcen, vielleicht hat dieses Defizit aber auch damit zu tun, dass die von den Gedenkstätten intendierten komplexen kognitiven, sozialen und auch emotionalen Lernprozesse gar nicht so einfach in einer empirischen Untersuchung zu isolieren und zu erheben sind.

Eine ganze Reihe von Beiträgen beschäftigt sich mit den Bildungszielen: Wolf Kaiser und Kuno Rinke untersuchen das Verhältnis von historischer und politischer Bildung, insbesondere zeigen sie anhand von überzeugenden Beispielen die Möglichkeiten für Demokratiebildung und Menschenrechtsbildung. Oliver von Wrochem gibt in seinem Beitrag »Empfehlungen für Menschenrechtsbildung an Gedenkstätten«, geht dabei allerdings von mindestens zweitägigen Seminaren aus. Damit markiert er eine der Spannungen im Feld: Während viele der im Band angesprochenen, spannenden und wertvollen Lernsettings mehr Zeit in Anspruch nehmen, sind die meisten Besucherinnen und Besucher nur wenige Stunden am Ort. Auf das »Kerngeschäft« der meisten Bildungsabteilungen an Gedenkstätten konzentriert sich Julius Scharnetzky, der die »stiefmütterlich« Behandlung dieses Basisangebots »Führungen« durch die Gedenkstät-

tenpädagogik beklagt. »Führungen« bzw. »Begleitungen« müssen nicht notwendigerweise monologisch sein, sondern können durchaus auch den Interessen und Fragen Raum geben. Aktivierende Rundgangskonzepte, die etwa an der Gedenkstätte Flossenbürg auf dem Modell »Schüler führen Schüler« aufbauen, oder auch der Versuch an der Gedenkstätte Mauthausen, die Interaktion zwischen Vermittelnden und Lernenden ins Zentrum zu stellen, hätten durchaus mehr Aufmerksamkeit und Raum verdient.

Doch das kann ja in einigen Jahren in einem nächsten Versuch nachgeholt werden, wenn dann wiederum der aktuelle Diskurs in der Gedenkstättenpädagogik abgebildet werden wird. Dieser Band zeigt eindrücklich, wie sich Selbstverständnis und Selbstverständigung, Ziele und Methoden in den letzten Jahren entwickelten und es kann mit einiger Berechtigung vorher gesagt werden, dass diese Entwicklung weiter schreitet.

Ein nächster Band könnte dann auch um ein Literaturverzeichnis und eventuell ein Register ergänzt werden, was durchaus hilfreich wäre. Vielleicht könnte dort auch der Blick über die Bundesrepublik hinaus noch etwas erweitert werden. Doch all das tut der inhaltlichen Qualität der im vorliegenden Band versammelten Beiträge keinen Abbruch, die ein eindrücklicher akademischer Ausweis für dieses neue und relevante Feld der Gedenkstättenpädagogik sind und zugleich viele wertvolle und praxisnahe Anregungen für die Vermittlungsarbeit geben.

Dr. Werner Dreier, Historiker, arbeitete als Lehrer sowie in der Lehrerbildung und ist seit dem Jahr 2000 der Geschäftsführer von *erinnern.at* (Nationalsozialismus und Holocaust: Gedächtnis und Gegenwart). Das Institut organisiert im Auftrag des österreichischen Unterrichtsministeriums Lehrerfortbildungen und entwickelt Lehrmittel zu Holocaust und Nationalsozialismus.

1 Aus dem Beitrag von Gottfried Köbler, Aura und ihre Ordnung, im hier besprochenen Band.

2 Otto Dov Kulka, Landschaften der Metropole des Todes. Auschwitz und die Grenzen der Erinnerung und der Vorstellungskraft, München 2013, S. 9

3 Ruth Klüger, weiter leben. Eine Jugend, Göttingen 1992, S. 75